



Alexander Rossa

Xermitolistand

Die Wut der Worte

Alexander Rossa

Xermitolistand

Buch 1: Die Wut der Worte

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

© Autor und Titelbild: Alexander Rossa 2015
2. Auflage

Printed in Germany

Erstes Kapitel

Mein Name ist *Matthias Matze*. Meine Eltern meinten damals, so ein Name wäre etwas ganz Ausgefallenes, denn Matze ist der gerne benutzte Spitzname für Matthias. Also nennen mich heute eben alle Matze, obwohl ich schon sehr alt bin und eigentlich ein wenig Respekt verdient habe. Doch das wissen die meisten Menschen nicht. Viele schätzen mich auf ein Alter von etwa 50 Jahren. Damit liegen sie aber weit daneben, da ich in Wirklichkeit bereits weit über 200 Jahre alt bin.

Ihr glaubt mir nicht? Das solltet ihr aber, ihr törichten Narren. Es hat einen guten Grund, dass ich so alt bin. Bereits viele unglaubliche Dinge habe ich bereits erlebt, von deren Existenz kaum ein Mensch weiß, obwohl die meisten davon selbst betroffen waren. Aber dennoch gibt es alle diese Erlebnisse wirklich.

Eines dieser Erlebnisse war jenes, durch viel frische Luft und die aufrichtige Liebe zu einer hinreißenden Frau, so alt zu werden, wie ich es heute bin. Sicher bilde ich mir auch ein, zudem ein wenig weise geworden zu sein, was wohl aber nur andere

beurteilen können. Daher gebe ich schon zu, dass auch ein wenig Magie bei meinem hohen Alter mit im Spiel war. Aber selbst das, will mir niemand glauben. So sind die Menschen eben. Da sind sie nur die einfachen Spielfiguren in einem Spiel, das andere und mächtigere Kreaturen spielen und wissen selbst nichts davon. Doch lasst mich einfach einmal meine Geschichte vortragen, so unglaublich sie euch auch anmuten wird. Dann werdet ihr selbst entscheiden können, ob ich nun doch ein wenig weise bin, oder nur ein törichter Taugenichts, von denen es heute einfach viel zu viele unter der Sonne dieser schönen, blauen Erdkugel gibt.

Es war ein ganz normaler und langweiliger Donnerstag. Das Wetter war grau, und ich war froh, als ich endlich das Büro in Frankfurt und damit auch das ewig nervende Telefon verlassen konnte. Ich rollte mit meinem alten Kleinwagen über die breite Betonpiste der regennassen Autobahn. Es war nur wenig Verkehr auf den Straßen an diesem Abend. Das lag wohl auch daran, dass die meisten Fahrer übertrieben vorsichtig reagierten, sobald es anfangt zu regnen. Damit schien mir alles nur noch gefährlicher im Straßenverkehr zu sein. Es kam noch hinzu, dass sich der Tag deut-

lich dem Ende näherte, und es bereits dunkel wurde.

Ich hasste diese eintönige Fahrerei. Sie war der Abschluss eines völlig unspektakulären Arbeitstages, aber dennoch war sie trauriger weise auch der Höhepunkt meines an sich sehr langweiligen Lebens. Dann näherte ich mich der neuen Raststätte und dachte mir, das es wohl nicht schaden konnte, ein paar abgepackte, kalte Mettwürste zu kaufen. Es machte sich nämlich bereits ein schwaches Hungergefühl in mir breit. Also bog ich von der Schnellstraße, zu dieser neuen und modernen Raststätte ab, die bereits in einem gleißenden Licht erstrahlte.

Ich parkte meinen alten Wagen in der Nähe des Tankstellen-Shops, gleich neben der Reifenprüfanlage und stieg aus. Meine Beine waren ziemlich müde und die Gelenke ganz steif. Da es an diesem Abend schon relativ kühl war, beeilte ich mich, zu dem Shop zu gelangen. Dieser war stylisch aufgemacht und offensichtlich auch recht gut sortiert. Nur der Kassierer hatte sich ganz offensichtlich nicht gleich mit modernisiert. Er zeigte sich wie immer fett, schlampig angezogen, und sein Gesicht war voller reifer Akne.

Er beobachtete mich bei meinen kleinen Einkäufen fast so, als wollte ich im nächsten Augenblick den ganzen Laden ausrauben. Kaum hatte ich dann endlich bezahlt und mein Restgeld eingesteckt, fuhr ein sagenhaft schöner und gut gepflegter Mercedes vor.

Der Wagen war eine Wonne. Er hielt direkt vor dem Tankstellen-Shop, und eine Frau stieg aus. Doch was war das nur für eine Frau? Ein blonder Engel war es, der den Ratsplatz mit seiner Anwesenheit beehrte. Sie war hervorragend herausgeputzt, und ihre festen Brüste wippten unter der dünnen Seidenbluse. Wahrscheinlich war sie die heimliche Geliebte eines verheirateten Industriellen. Ja, so war es bestimmt. So eine biedere Gestalt wie ich es war, die kam für gewöhnlich nicht einmal in die Nähe einer so rassigen Frau. Daher bemühte ich mich, meine Aufmerksamkeit gleich wieder abzulenken, verschwendete dann auch keinen weiteren Gedanken mehr an diese üppige Weiblichkeit. Ich griff fester nach meinen kalten Würstchen und machte mich auf den Weg, zu meinem alten, aber treuen Gefährt.

Als ich endlich wieder auf dem Fahrersitz saß, schob ich mir eine der fetten Würste zwischen die Zähne und beobachtete aus sicherer Entfernung

die einkaufende Frau. Ich konnte es einfach nicht lassen. Sie war wirklich ungewöhnlich schön und strahlte eine geheimnisvolle, nicht erklärbare Anmut aus, was wohl auch dieser schmierige Kassierer ebenso empfand. Man sah deutlich den Schweiß auf seiner Stirn glänzen, während er die Hübsche über die Theke hinweg anvisierte und sie dabei förmlich mit seinen rot geränderten Augen auszog. Ich konnte mir bei diesem grotesken Anblick ein leichtes Schmunzeln einfach nicht verkneifen, während ich auf der salzigen Wurst herum kaute.

Dann näherte sich offenbar ein Hubschrauber der Raststätte. Das laute Klopfen seiner Rotorblätter war deutlich zu hören. Die Lichter in der Luft kamen rasch näher. Ich überlegte mir, dass es wohl bestimmt nur wieder einmal diese tüchtigen Helfer der Straße waren. In der Nähe war sicher wieder einmal ein schwerer Unfall passiert. So ein Hubschrauber war wirklich nicht so sehr ungewöhnlich in der Nähe von Autobahnen. Auch die Verkehrswacht flog oft Einsätze über den belebten Straßen.

Das klopfende Geräusch der Rotorblätter näherte sich rasch und wurde allmählich sogar unangenehm laut. Die blonde Frau war gerade an der

Kasse des Shops angekommen, als ich mit leicht geöffnetem Mund beobachtete, wie der Hub-schrauber zwei große Flugkörper genau in unsere Richtung abschoß. Mit einer ohrenbetäubenden Detonation schlugen beide Raketen direkt vor dem Mercedes ein.

Die ganze Erde bebte. Die Glassplitter meiner Autofenster flogen mit lautem Getöse an meinem Kopf vorbei. Die enorme Druckwelle ließ meinen ganzen Wagen schaukeln. Die Wurst fiel mir aus dem Mund. Ich war nicht mehr in der Lage etwas zu sehen, konnte aber überall schwere Metallstücke auf den harten Beton aufschlagen hören. Die Hitze und der Benzingeruch schnürten mir fast den ganzen Atem ab und ließen mich entsetzt röcheln. Es war entsetzlich.

Als ich nach einigen Augenblicken meinen Blick wieder aufrichten konnte, rann mir warmes Blut in kleinen Rinnsalen über das Gesicht. Schmerzen hatte ich zunächst keine, war mir aber bewusst, dass mir das Glas das ganze Gesicht zerschnitten haben musste. In meinen Ohren dröhnte es, und meine Augen brannten. Von der Wurst hielt ich nur noch das Papier in meinen kraftlosen, zitternden Händen.

Aber dort, wo einst der wundervolle Mercedes stand, war nur noch ein rauchender Krater im Boden zu sehen, umringt von einigen verbeulten Metalltrümmern. Auch die Scheiben des Shops waren alle zersplittert, und viele der Zeitschriften lagen zerfetzt auf der Straße. Die Leitplanke der Autobahn war durch die enorme Druckwelle, bis auf die Straße gedrückt worden, und es kam immer wieder zu krachenden Auffahrunfällen. Das knirschende Geräusch der zerdrückten Autobleche schallte durch die junge Nacht und wurde nur von dem Lärm der Rotoren des Hubschraubers übertönt, der inzwischen zur Landung angesetzt hatte. Auf den dünnen Kufen standen jetzt zwei maskierte Männer in dunklen Overalls und mit automatischen Waffen, die sie sich über die Schulter gehängt hatten. Sie seilten sich gekonnt ab und rannten in Richtung des Shops, wo die blonde Frau gerade damit beschäftigt war, sich aus den Trümmern zu befreien. Einer der Angreifer ging in die Knie und visierte die Frau sofort mit seiner Waffe an. »Scheiße!«, hörte ich mich sagen, während sich dieses bizarre Schauspiel vor meinen schmerzenden Augen abspielte. Man konnte nun deutlich einen Laserzielpunkt über den Shop wandern sehen. Der andere, etwas kleinere Mann lief rasch

weiter und zielte dabei auf den Kassierer, der zitternd auf dem Boden lag.

Als der rote Laserpunkt sein Ziel erfasst hatte, schoss er mehrfach und ohne zu zögern, aus seiner automatischen Waffe, und ich musste hilflos mit ansehen, wie die Geschosse den Kassierer brutal zurückwarfen. Dann hatte sich die Frau endlich aus den Trümmern befreit und stellte sich unerwartet mutig ihren beiden Angreifern entgegen. Ich sah dabei zu, wie sie ihre Augen schloss und rutschte dabei etwas weiter in meinen zerfetzten Autositz hinein. Als der rote Laserpunkt des knienden Mannes schließlich auf der Stirn der Frau erschien, öffnete sie ihre wunderschönen Augen wieder, die nun allerdings in leichtem Blau zu leuchten begannen.

»Oh, mein Gott!«, schrie ich unvermittelt auf, ohne darauf zu achten, dass man mich bemerken konnte.

Die Männer waren ebenso sichtlich verwirrt und wichen sofort etwas zurück. Dieses nutzte die Frau aus, um rasch in meine Richtung zu entfliehen. Sie rannte auf mich zu und öffnete die Beifahrertür meines Autos, um sich neben mich auf den, mit Glassplittern übersäten Sitz zu wuchten.

Im gleichen Augenblick hörte ich Schüsse und spürte die derben Einschläge der auftreffenden Geschosse, die sich gnadenlos in das Blech meines alten Fahrzeuges bohrten. Ohne weiter zu zögern oder zu fragen drehte ich den Zündschlüssel und fuhr rasant an. Offenbar hatten die Reifen den Anschlag überlebt. Nur die hintere Stoßstange ließen wir laut scheppernd zurück.

In einem wilden Slalom durch die Trümmer auf dem Parkplatz steuerte ich die Ausfahrt der Raststätte an, um den weiterhin einschlagenden Geschossen zu entkommen. An meiner linken Seite bemerkte ich dann plötzlich, dass uns der Hubschrauber im Tiefflug überholte und in der Luft offenbar rasch wendete. Dann sah ich, dass er nun sich frontal auf uns zu bewegte.

»Er muss abdrehen.«, so hoffte ich und fuhr mutig und mit durch gedrücktem Gaspedal auf die breite Betonpiste der Schnellstraße. Doch der Hubschrauber hielt beständig seinen Kurs und beschleunigte deutlich. Ich vollzog dann eine Vollbremsung und hoffte dabei sehr, daß es hinter uns kein Auto durch die Trümmer geschafft hatte und nun in uns hinein raste. Aus dem Fahrzeug fliehend, zerrte ich die verstörte, blonde Frau hinter mir her. Das laute Fluggerät flog wieder direkt auf

uns zu, und wir warfen uns notgedrungen auf den Boden. Der Hubschrauber flog knapp über uns hinweg und stürzte dann mit großer Geschwindigkeit, direkt auf mein verlassenes Auto. Unfassbar! Ich drückte mein Gesicht in das modrig riechende Gras und hoffte auf ein rasches Ende.

Wieder flogen unzählige Trümmerteile und Glassplitter durch die Luft, um dann wieder auf uns niederzuprasseln. Die Druckwelle fegte heiß über uns hinweg. Der Geruch von verbranntem Plastik und Flugtreibstoff schlug heftig in unsere Gesichter. Das musste das Ende sein. Ich war mir sicher und schloss die Augen. Danach wurde es plötzlich still um mich herum und der stechende Schmerz ließ nach. Ich verlor das Bewusstsein.

Als ich meine Augen wieder aufschlug, lag ich in einem Krankenhausbett mit weißem Bettzeug. An meinem Arm lag eine Infusion und über mir hörte ich das Piepen eines Gerätes. An dem Tisch vor meinem Bett saß ein Mann in weißem Kittel und studierte eine Art dünne Akte.

»Hey«, sagte ich leise, und der Mann schreckte hoch.

Sein ernstes Gesicht bekam plötzlich freundliche Züge. Er sprang auf.

»Hallo.«, sagte er mit einem schmierigen Lächeln im Gesicht.

»Willkommen zurück auf der Erde. Ich bin Dr. Martin und habe sie zusammen geflickt. Sie haben viel Glück gehabt, da sie außer dem Schock, nur einige Schnittverletzungen haben, die aber bereits gut heilen.«

»Dr. Martin, wie lange liege ich hier schon?«, fragte ich ihn mit schwacher Stimme und setzte mich stöhnend auf.

»Sie sind in der letzten Nacht eingeliefert worden, zusammen mit mehreren anderen Verletzten und Schwerverletzten, die es lebendig aus diesem Chaos geschafft haben. Übrigens möchte ich ihnen nicht verheimlichen, dass sie zu diesem Thema einige Leute vom Bundeskriminalamt sprechen wollen. Die Herren vom BKA belagern schon seit Stunden den Aufenthaltsraum und ihre Zimmertür. Haben sie mit dem ganzen Chaos tatsächlich etwas zu tun?«

Ich schüttelte nur genervt den Kopf und fragte Doktor Martin nach der blonden Frau.

Er meinte, dass er eine solche Frau nicht gesehen habe und ging lachend zur Tür, um zwei Beamte, die vor der Tür warteten, herein zu rufen.

Sie kamen auch sogleich herein.

Es waren zwei Männer. Der eine Mann trug einen schwarzen Anzug von der Stange, bei dem ich sofort die Ausbeulung seiner Waffe bemerkte. Sein Kopf war kahl geschoren, und an der rechten Hand trug er einen massigen Siegelring aus Gold. Der andere Mann trug Afrolook und war wie einer dieser Typen aufgemacht, die sich schminken und sich die Augen anmalen. Jedenfalls sah er so aus. Eine Waffe jedoch, die war bei ihm nicht zu erkennen. Der Schönling setzte sich an den Tisch und lächelte mir aufmunternd zu, während der andere sich rechts neben ihn stellte und eher etwas grimmig wirkte. Dr. Martin verabschiedete sich kurz mit einem aufmunternden, aber etwas mädchenhaft wirkenden Winken und verließ endlich das Zimmer.

»Wie geht es ihnen, mein Freund?«, fragte der Schönling.

»Ich bin nicht ihr Freund.« erwiderte ich harsch und beschloss, mich nicht so leicht einschüchtern zu lassen.

»Meister, Matze, so heißen Sie, glaube ich. Also Matze, was war denn da gestern los an der Tankstelle? Wer konnte da sein tödliches Temperament

nicht zügeln?«, fragte er weiter und gab sich Mühe dabei cool zu wirken.

Ich beugte mich zum Nachttisch, um irgendein Getränk zu suchen, was ich aber leider nicht fand.

«Kann ich etwas Trinkbares bekommen?» lenkte ich ab, worauf der bulligere Typ mit den kurzen Haaren plötzlich auf mich zu kam, mir schmerzhaft in die Wange kniff und mit knirschenden Zähnen meinte: »Matze, gestern sind 38 Menschen getötet, eine Raststätte fast dem Erdboden gleich gemacht und ihr Auto von einem unbekannten Hubschrauber begraben worden. Da fällt ihnen nichts Besseres ein, als etwas Trinkbares zu wollen? Matze, sperren sie jetzt einmal schön ihre hässlichen Lauscherchen auf. Ich werde gleich ihre fette Backe an die Wand nageln, wenn sie nicht etwas wirklich Konstruktiveres zur Klärung des Sachverhaltes beitragen. Ist das klar?!«

Er ließ meine Wange los und ging wieder langsam zurück zu dem Schönling, der noch immer ziemlich affig lächelte. »Da war diese Blondine. Diese Schnecke sah klasse aus. Wirklich.«, sagte ich und rieb mir dabei die Wange.

»Auf die hatten es diese Irren wohl abgesehen . Ihre Augen, ja ihre Augen, die leuchteten so merkwürdig blau und...«

Der Schönling stand auf, nahm den kleinen Tisch unerwartet kraftvoll hoch und schmiss ihn durch das Zimmer, direkt an die Tür, wo er so gleich krachend zerbrach. Nun nicht mehr ganz so smart lächelnd sprach er in einem verblüffend ruhigen und gefassten Ton: »Hör' mir einmal zu, du Arschgesicht. Die Idee mit der Schnecke kommt wirklich gut, Matze, sie interessiert aber bloß keinen Menschen. Vielmehr glauben wir ja auch, dass du der Kerl bist, auf den die namenlosen Cowboys aus dem Hubschrauber es abgesehen hatten.«

Die Tür ging auf und Doktor Martin kam mit der Bemerkung herein, dass es sich hier schließlich noch immer ein Krankenhaus handeln würde und nicht um irgendeine Kneipe, in der man sich so fleghaft aufführen konnte. Noch während dieser schulmeisterlichen Bemerkung jedoch, schob er seinen weißen Kittel rasch beiseite, und es kam eine kleine Maschinenpistole zum Vorschein. Diese hielt er, ohne auch nur einen Augenblick zu zögern, auf die Männer der Bundespolizei an und feuerte sofort und ohne Warnung. Ich sprang erschrocken und schreiend auf und schleuderte Doktor Martin mein Kissen gegen die Waffe, die ihm dann aus der Hand fiel und mit großer Wucht gegen die Wand prallte. Die beiden Beamten jedoch, sie sackten sterbend in sich zusammen, und Dok-

tor Martin schlug mir mit der Faust derbe ins Gesicht. Ich stürzte augenblicklich zu Boden und erhielt von ihm dann sogleich noch mehrere schmerzhafteste Fußtritte. Das war keine saubere Sache mehr. Er drehte sich dann schließlich um, hob die Maschinenpistole auf und wechselte, noch während ich unter Schmerzen auf dem Boden kauerte, das leere Magazin, gegen ein gefülltes aus. Dann zielte er mit der Waffe direkt auf mich. Ich sah meine letzten Augenblicke als gekommen und schloss die Augen. Es fielen plötzlich einige Schüsse, aber offenbar irgendwie nicht auf mich. Ich öffnete meine Augen wieder und was war das?

Doktor Martin sackte stöhnend in sich zusammen. Frisches Blut verschmierte seinen schicken weißen Kittel. In der Tür stand ein junger Mann, der immer noch auf den sterbenden Doktor Martin zielte. Er trug alte Jeans, in die er lässig ein buntes Hawaii-Hemd gestopft hatte.

»Komm schon, Matze! Beeile dich! Schnell, wenn dir dein Leben lieb ist! Dieser Arsch hat hier für immer ausgefurzt!«, rief er mir zu und verschwand sogleich wieder im Flur.

Ich hetzte zur Tür, so gut ich es eben in meiner Situation konnte, um ihm zu folgen und sah dann, wie er die Tür zum Treppenhaus öffnete. Er warte-

te dort auf mich und lud seine Pistole dabei gleich neu. Im Flur war das hysterische Kreischen einiger Frauen zu hören, die unsere Schüsse gehört hatten. Auf der anderen Seite des Flures sah ich eine Tür aufgehen und begann dann, richtig in Panik, zum Treppenhaus zu laufen und die Treppe hinunter zu stürmen. Hinter mir hörte ich die lauten Rufe der Leute vom BKA im Flur und das Zufallen der schweren Treppenhaustür.

Ohne auf den Mann vor mir zu achten, der sich hier im Krankenhaus offenbar ganz gut auskannte, hetzte ich die Stufen hinunter. In mir schien keine Spur von Müdigkeit mehr vorhanden zu sein, so sehr pure Angst hatte ich. Nun waren unsere Verfolger auch im Treppenhaus angekommen, und ich konnte deutlich ihre Funkgeräte hören. Der junge Mann war bereits unten angekommen und riss die schwere Tür zur Empfangshalle auf. Ich wurde von den ersten, schallenden Schüssen erschreckt, die im Hausflur widerhallten.

Dann war auch ich endlich in der Empfangshalle angekommen und erkannte, wie mehrere Polizisten mit Maschinenpistolen auf meinen jungen Retter zu stürmten. Ihnen folgten mehrere Zivilisten mit ihren Kameras. Das waren wohl Reporter. Der junge Mann holte einen Gegenstand aus seiner

Hemdtasche, zündete diesen mit einem Ruck und warf ihn den vielen Angreifern vor die Füße. Blitzschnell breitete sich ein dichter, roter Nebel in der Halle aus, so dass man kaum noch etwas erkennen konnte. Ich lief meinem Vordermann durch eine Schiebetür hinterher und war dann draußen, wo bereits ein Wagen mit offener Tür und laufendem Motor auf uns wartete. Mit durchdrehenden und laut quietschenden Reifen fuhren wir rasant an und ließen unsere Verfolger hinter uns, die kein Fahrzeug hatten.

Der Fahrer des Wagens war ein junges Mädchen von vielleicht 19 oder 20 Jahren, das kurze, dunkle und ziemlich wirre Haare trug. Sie steuerte das Auto mit einer mörderischen Geschwindigkeit durch die engen Straßen der Stadt. Aber dennoch war sie darin ungemein sicher. Trotzdem drehte sich mir der Magen um. Ich war diese Hetzerei und Raserei einfach nicht gewohnt. Nach wenigen Augenblicken übergab ich mich, auf meine noch immer nackten und schmerzenden Füße.

Als wir uns nach einer Weile hastiger Fahrt einigen Lagerhallen näherten, bog das Mädchen in eine enge Gasse und hielt plötzlich mit quietschenden Reifen an. Wir stiegen eiligst aus und liefen zu einem grünen Mercedes, der mit unverschlossenen

Türen bereits auf uns wartete. Kaum eingestiegen, startete das Mädchen den Motor und fuhr erneut, recht zügig immer weiter in die Gasse hinein.

Ich saß untätig und ein wenig hilflos auf dem Beifahrersitz und hatte eigentlich nur noch Angst. Als Büromensch war ich eigentlich schon von den Serien im Fernsehen am Abend ziemlich gestreßt. Doch diese ganze Aktion hier, sie ließ mich am ganzen Körper zittern und ich ahnte, daß ich wohl eher ein Weichei war. Die Schnittverletzungen in meinem Gesicht brannten höllisch, und ich sah über den Spiegel dabei zu, wie der junge Mann auf dem Rücksitz, mehrere automatische Gewehre und Handgranaten aus dem Fußraum hervor kramte und für ihren Einsatz vorbereitete.

»Mein Gott!«, rief ich und schaute erschrocken zur jungen FahrerIn, die sich inzwischen darauf konzentrierte, den schnellen Wagen auf eine gut befahrene Kreuzung zu manövrieren. Anschließend bogen wir auf eine belebte und ziemlich breite Straße ein und fuhren plötzlich und von mir ganz unerwartet, ganz gesittet und mit unauffälliger Geschwindigkeit, in Richtung Stadtgrenze.

»Matze, hier nimm...«, hörte ich es von hinten und sah, wie sich links an mir vorbei, eine kleine Maschinenpistole schob. Ich griff nach der Waffe

und erinnerte mich an meine Militärzeit, meine Zeit der jugendlichen Abenteuerlust, als gnadenloser *Stoppelhüpfer* und emsiger *Erbsensuppen-Vertilger*. Diese handliche Pistole jedoch, sie war mir jedoch völlig fremd, und ich versuchte sogleich, ihre Funktionen zu erforschen. Diese Beschäftigung ließ mich ein wenig meine Angst vergessen. Doch schon bald erkannte ich, dass dieses Modell sich nur in wenigen Punkten von den Waffen meiner Ausbildung unterschied. Sie zu gebrauchen, das sollte wohl für mich kein Problem sein. Es wurde mir aber zunehmend unwohl, als ich daran dachte, dieses Gerät möglicherweise bald gegen richtige Menschen einsetzen zu müssen. Immerhin hatte ich nichts Unrechtes getan und war in diese ganze wirre Sache selbst nur ganz zufällig hinein geraten. Dennoch saß ich jetzt in einem Auto mit Terroristen, einer automatischen Waffe in der Hand und wurde wahrscheinlich von jedem Bundeskriminalbeamten dieses Landes verfolgt.

Wir verließen die Stadt und fuhren ohne weitere Störung auf einer Landstraße in Richtung Süden. Im Wagen herrschte beharrliches Schweigen, und ich hatte den Eindruck, das Mädchen am Steuer wusste genau wo es hinfahren sollte.

»Ich heiße Tim.«, sagte der Mann von hinten und reichte mir die Hand nach vorne, über meine Schulter hinweg. Ich ergriff sie mit den Worten: »Was hat dieses alles hier zu bedeuten?«

»Matze, jetzt ist es noch nicht an der Zeit für umfangreiche Erklärungen. Wir und auch du sind in großer Gefahr. Du hast seit gestern sehr viele üble Feinde. Nun, du musst dieses erst begreifen, Matze, es zunächst akzeptieren. Zusätzlich wäre es gut, dass du weit und erkennst, dass du deine Haut um jeden Preis retten musst. Wir haben eine gemeinsame Freundin. Die wünscht es, dass du berlebst. Jedenfalls erst einmal, Matze«

Fragend sah ich unsere junge Fahrerin an und sagte schließlich zu Tim

»Aber ich habe doch mit diesen ganzen Dingen überhaupt nichts zu tun. Ihr müsst mich einfach mit irgend jemanden verwechseln. Ich bin doch nicht *Batman*, *Superman* oder welcher Held auch immer. Bitte, fahrt mich sofort nach Hause, damit ich von dort alles aufklären kann. Ich habe keinen Bock auf euren Kleinkrieg und eure beschissenen Probleme.«

»Matze, wir fahren dich gerne nach Hause. Sofort. Doch komme bitte erst einmal mit uns, damit wir dich wenigstens ein wenig darauf vorbereiten

können, was dich bei deinem Zuhause wahrscheinlich erwarten wird.«, erklärte Tim mit ernster Stimme und wies das Mädchen neben mir an, sich wieder mehr zu beeilen.

Wir fuhren an mehreren Autobahnausfahrten vorbei und blieben auf der Landstraße. Tim meinte, daß es nichts Unsichereres geben würde, als diese Bundesautobahnen. Daraufhin konnte ich mir ein breites Grinsen einfach nicht verkneifen, weil ich an den Anschlag auf die Raststätte denken musste. Allerdings bedauerte ich das sogleich wieder, da mir mein Gesicht sofort wieder übel zu brennen begann.

»Warum habt ihr die Sache bei der Raststätte durchgezogen? Unschuldiges Menschenleben bedeutet euch wohl nicht viel. Ich finde das wirklich zum Kotzen, Tim.«, meine ich und blickt dabei auf die Straße vor mir. Doch Tim antwortete nicht auf meinen Vorwurf.

Nach etwa einer Stunde bogen wir schließlich auf einen breiten Feldweg ein, der uns zu einem geschützten Waldrand führte. Wir hielten direkt auch am Wald an und stiegen aus. Tim sammelte schnell einige große Zweige zusammen und tarnte damit das Auto. Das Mädchen holte unterdessen aus dem Kofferraum mehrere Abdeckungen für

die Spiegel und Fenster, um vor Spiegelungen zu schützen. Nach kurzer Zeit war von dem Auto nichts mehr zu sehen, und wir schlugen uns in das dichte Nadelholzdickicht.

Zügig und sehr zielstrebig, schritten wir voran, so dass ich davon ausging, dass Tim den Weg sehr genau kannte. Die Luft wurde zunehmend kühler und feuchter, und in der Ferne hörte man einen Eichelhäher seinen Warnruf krächzen.

Die Dämmerung brach unerwartet ein. Nach einiger Zeit blieben wir stehen und es schien mir, als warteten wir auf irgendetwas. Aber Tim hatte mich angewiesen, mich ruhig zu verhalten, so dass ich es vermied zu fragen, auf wen oder was wir warteten. Ich setzte mich also auf einen feuchten Baumstumpf und beobachtete Tim, der sich immer wieder nervös umschaute.

»Gleich muss es soweit sein.«, sagte er schließlich zu dem Mädchen, das darauf nur gleichgültig nickte.

Ohnehin schien das Mädchen eine von den ganz coolen Damen zu sein. Diese ganze Geschichte schien sie völlig kalt und unbeteiligt zu lassen. Plötzlich spürte ich, wie sich der alte Baumstumpf unter mir, ein wenig zu bewegen begann.

Erschreckt sprang ich auf und sah, wie der gesamte Baumstumpf, auf dem ich zuvor gesessen hatte, nach oben geklappt wurde. Unter ihm tat sich eine dunkle Öffnung auf. Ein Mann, so um die Mitte 30 und mit Ruß geschwärztem Gesicht, tauchte aus dem finsternen Loch im Waldboden auf. Er war augenscheinlich unbewaffnet und ging direkt auf Tim zu. Beide flüsterten etwas und sahen ständig zu mir. Nun kam der mit Ruß getarnte Mann auf mich zu, und ich konnte einzelne Gesichtszüge von ihm erkennen. Er hatte ein hartes, recht kantiges Gesicht und einen unangenehm messerscharfen Blick. Mir wurde wieder sehr unwohl und ich spürte wieder diese starke Unsicherheit. War ich in Gefahr?

Leise, aber bestimmt, sagte er: »Matze also, hä, hä...«

Er betrachtete mich langsam von oben nach unten und sagte dann: »Da hast du gestern aber viel Glück gehabt, guter Matze.«

Dabei meinte ich tatsächlich ein leichtes Lächeln in seinem ungemein schmutzigen Gesicht zu erkennen.

»Kommt jetzt alle mal mit.«, sagte er und verschwand wieder in diesem nicht gerade vertrauenerweckenden Erdloch.

Wir folgten ihm in den erdigen Gang hinein, einer nach dem anderen, in dem alle paar Meter Haftladungen an den lehmigen Wänden angebracht waren, an denen jeweils eine rote LED blinkte und bei uns allen Hektik verbreiteten.

Nach etwa 200 Metern schräg abwärts, wurde der enge Gang breiter und die Wände massiver. Tim schaltete nun seine Taschenlampe aus, und wir standen in völliger Dunkelheit.

Nach einer Weile wurde es dann wieder heller und ich stellte fest, mit dem merkwürdigen, rußgeschwärzten Mann alleine zu sein. Er trug jetzt eine Lampe, die mit Karbid und Wasser brannte, wohl das Zweckmäßigste in dieser muffigen und dunklen Umgebung.

»Nun wird es ja wirklich interessant, mein Freund«, sagte der Mann mit einer gewissen Überheblichkeit in seiner Stimme und wies mich dann per Handzeichen an, ihm jetzt weiter zu folgen.

Wir begaben uns recht schnellen Schrittes immer tiefer in die Erde hinein, und von der Decke hingen ganz dünne Tropfsteine herab. Stellenweise wanderten wir über ganze Rasen feinsten, funkeln-der Salzkristalle, die schon durch die leisesten Berührungen in sich zusammen fielen. Hier unten war die Luftfeuchtigkeit sehr hoch.

Nach einiger Zeit heftigster Anstrengung und mehrfachem Stöhnen und Fluchen von mir, trafen wir auf eine Art Höhlenkreuzung, an der wir kurz pausierten. Nach einer Weile sah ich dann plötzlich mehrere rote Laserpunkte auf meinem Oberkörper tanzen und schrie erschrocken auf. Aus der Dunkelheit, von der linken und der rechten Seite kommend, tauchten mehrere, schwarz gekleidete Gestalten auf. Sie waren schwer bewaffnet und hatten Infrarotbrillen aufgesetzt, die sie wie Monster mit Stielaugen aussehen ließen. Diese nahmen sie jedoch sofort ab, als sie den merkwürdigen Mann vor mir erkannten.

»Sascha, du bist es?!«, rief eine der Gestalten zu meinem, unheimlichen Begleiter.

Ich erkannte dann, daß es vier junge Leute waren, drei Männer und eine Frau. Offenbar war meine Begleitung dieser Sascha, da die Leute nun breit lachend und ohne Scheu auf uns zukamen. Ihre Zähne leuchteten gespenstisch im schwachen Licht.

»Wer bist du denn?«, fragte mich die junge, sehr kämpferisch wirkende Frau.

»Das ist Matze, der Mann von der Raststätte.«, antwortete Sascha für mich.

»Matze, du musst müde sein und auch ziemlich hungrig, so denke ich.«, sagte die Frau und blickte ihre vier Begleiter fordernd an. Die Männer sahen sich gegenseitig an und schienen dann begriffen zu haben, was die Frau von ihnen wollte. Sie nickten und gingen daraufhin in den rechten, dunklen Gang, um dort weitere Karbidlampen zu entzünden, die den Gang in ein schattenreiches und unheimliches Licht tauchten.

Sascha ging mit einem der Männer in einem Abstand von wohl etwa 10 Metern vor. Neben mir ging das Mädchen und den Schluss bildeten die restlichen Männer, um wahrscheinlich unseren Rücken gegen mögliche Gefahren zu sichern. Die Orientierung in diesen unterirdischen Gängen hatte ich bereits seit Langem verloren und wusste auch nicht, mehr in welche Richtung wir überhaupt liefen. Wir folgten eigentlich immer nur dem vorderen Lichtschein und mussten uns völlig auf den unebenen, feuchten Boden konzentrieren, um nicht zu auszurutschen und zu stürzen.

Nach etwa einer sehr langen Stunde kamen wir in eine große Felsenhalle, die wahrscheinlich von Bergleuten vor etlichen Jahrzehnten hier angelegt wurde und blieben schließlich neben Sascha und dem anderen Mann stehen.

Auf dem Boden der Halle waren viele verschiedene Kisten aufgetürmt und unterschiedliche Zelte aufgestellt.

Vereinzelt konnte ich Gewehre erkennen, die zu Pyramiden aufgestellt worden waren. Jedoch von lebendigen Menschen war hier nichts zu entdecken.

Sascha holte ein kleines Gerät aus seiner Hosentasche und gab dort irgend eine Zahl ein. Kurze Zeit später öffnete sich eine ziemlich große Klappe im Hallenboden, und der feine Sand rieselte an den Seiten der Klappe hinunter. Es erschienen in dem Loch im Boden zuerst nur zwei schwer bewaffnete Männer, die uns jedoch sofort in das Visier ihrer Waffen nahmen. Plötzlich überraschte mich eine Stimme von hinten, die uns harsch anwies, sofort die Waffen niederzulegen und doch endlich zum Essen zu kommen. Dieses würde schon fertig auf uns warten.

Ich drehte mich erschrocken um und sah einen breit grinsenden Mann mit ungepflegtem Vollbart, der mit einladender Geste rasch auf uns zu kam. Hinter ihm erschienen weitere bewaffnete Frauen und Männer aus ihren Felsenverstecken und begrüßten uns freudig. Zwei Frauen und zwei Männer mit diesen ulkig aussehenden Infrarotbrillen

bekamen den Auftrag, die Gänge gleich wieder zu sichern. Beide verschwanden sogleich in der tiefen Dunkelheit des unterirdischen Stollensystems.

Wir betont lässig gingen in eines der Zelte, in dem schon ein reich gedeckter Tisch auf uns wartete. Ich zitterte am ganzen Körper, so aufgeregt war ich, wollte es aber niemandem anmerken lassen. Mit einigen kleinen Karbid-Lämpchen in der Mitte des Tisches wirkte alles erstaunlich gemütlich, wenn man bei der ganzen Sache bedachte, dass wir uns viele Meter unter der Erdoberfläche bewegten. Ich war sehr beeindruckt von dieser Tatsache. Niemals hätte ich im Leben daran gedacht, dass es solche Höhlensysteme und terroristische Gruppen in Deutschland geben würde. Ohnehin waren die vielen Erlebnisse der letzten Zeit ein wenig viel für mich, und ich fühlte mich elend. Wer waren diese fremden Leute, und was wollten sie? Immer wieder gingen mir diese Fragen durch den Kopf.

Wir ließen uns die vielen verschiedenen Konserven, den Zwieback und die zwei verschiedenen Eintöpfe, zu Dosenbier und Wein aus dem Tetrapack, sehr schmecken. Erst beim Essen selbst, bemerkte ich, wie hungrig ich doch inzwischen war. Gesprochen wurde beim Essen nicht viel, nur hin

und wieder streiften mich einige musternde Blicke. Diese unangenehme Ruhe hielt an, bis zu dem Augenblick, als Tim und unsere junge Fahrerin zu uns in das Zelt stiegen.

»Hallo, alle zusammen. Sascha, ich muss dich unbedingt sprechen, und bringe auch Matze mit.«, sagte er, ohne weiteren Blickkontakt zu suchen und verließ dann auch schon wieder das Zelt. Das Mädchen nahm am Tisch Platz und fischte sich eine Dose Bier aus dem Korb, während Sascha und ich aufstanden, um Tim zu folgen. Mir tat jeder einzelne Knochen im Körper entsetzlich weh, was wohl daran lag, dass ich mich allmählich abkühlte.

»Sascha, ich glaube, wir sind nicht mehr lange sicher in diesem Stollen. Das Bundeskriminalamt hat viele Suchtrupps zusammengestellt, die systematisch die gesamte Umgebung durchkämen sollen. Hinzugezogen werden wohl auch Hubschrauber, die mit ganz neuen Wärmesuchgeräten ausgestattet worden sind, die vielleicht unseren warmen Fahrzeugmotor ausmachen werden, sobald wir uns nur rühren. Auch wird der Druck ausländischer Geheimdienste stets größer.

Seit dieser Tankstellengeschichte haben wir sicher CIA und Mossad ebenfalls am Bein, die doch bekanntlich immer bekommen, was sie wollen.

Hast du zwischenzeitlich etwas von Patricia gehört, Sascha?«, fragte Tim. Sascha sah mich an und sagte »Nein, Matze war wohl der Letzte, der Patricia gesehen hat. Aber ich werde veranlassen, daß wir in etwa 5 Stunden aufbrechen und uns dann erst einmal aufteilen und zerstreuen. Du Tim, Matze, Mira und ich werden bereits in 4 Stunden aufbrechen, um nach Patricia zu suchen.«

»Und wenn ich nicht will?«, fragte ich mutig in den Raum.

»Dann wirst du sicherlich nicht mehr lange leben, Matze.«, sagte eine helle Stimme hinter mir. Als ich mich umdrehte, sah ich die junge Fahrerin gerade aus dem Zelt kommen.

»Übrigens, ich bin Mira.«, sagte sie lächelnd und grüßte mich mit einem kurzen Winken.

»Auch ist kein Ort sicherer, als der bei Patricia.«, meinte Sascha.

»Jedoch gibt es auch keinen gefährlicheren Platz, als den in ihrer Nähe.«, murmelte Tim schmunzelnd.

»Es wäre jetzt wohl das Klügste, wenn wir versuchen würden, noch etwas schlafen. Die nächste Zeit wird bestimmt kein Urlaub«, gab Sascha knurrend zu bedenken und machte sich auch schon auf

den Weg, zu einem Stapel aufgerollter Schlafsäcke zu gehen, die sich direkt an der Höhlenwand befand. Auch Tim verabschiedete sich kurz, um den anderen Bewohnern im Lager, die beschlossene Anweisung zu erteilen.

Obwohl ich relativ weich in meinem Schlafsack lag, ich müde wie ein Hund war und in diesen unterirdischen Stollen eine immer gleichmäßige, relativ warme Temperatur vorherrschte, konnte ich nicht einschlafen. Die Ereignisse der letzten Stunden beschäftigten mich zu sehr. Diese Fremden bereiteten mir Angst, da ich nicht wusste, wer sie waren und was sie von mir eigentlich wollten. Doch ich war nur ein einfacher Mann. Was konnte ich schon alleine gegen diese kleine Armee ausrichten?

In einigen Metern Entfernung lagen Mira und Sascha in ihren Schlafsäcken, die dieses Problem offensichtlich nicht hatten und offensichtlich sehr fest schliefen. Nach einiger Zeit kam der Sicherungstrupp aus den Stollen wieder zurück, und ein neuer Trupp startete, nach einem kurzen Gespräch, seinen Streifzug in dem Höhlensystem. Diese Höhle selbst war mir unheimlich. Riesige Schatten tanzten an den schroffen Wänden, Auswirkungen einiger kleiner Lampen, die auf dem

Boden verteilt, neben den Schlafsäcken der schlafenden Leute, aufgestellt waren.

Ich wurde durch ein mechanisches Klacken geweckt. Mira, Tim und Sascha standen nur wenige Meter von mir entfernt und luden lautstark ihre automatischen Waffen durch. Alle drei hatten schwarze Overalls angezogen und waren, zusätzlich zur ihren Gewehren, noch mit kleinen Handfeuerwaffen und Stiefelmessern ausgestattet. Sascha hatte dazu noch mehrere Splitterhandgranaten, die interessant an seinem breiten Ledergürtel baumelten.

Ich kroch aus meinem dünnen Schlafsack und wurde von den Dreien sofort aufgefordert, mich ebenfalls üppig mit Waffen auszustatten. »Es ist ja schließlich nur für die Gesundheit.«, sagte Mira lachend und warf mir einen Overall vor die Füße.

Mit schmerzenden Knochen rüstete ich mich also auf, was mir überhaupt nicht recht war und gesellte mich anschließend zu der Gruppe, die schon am Rande der Halle auf mich wartete. Sascha meinte: »Sobald wir oben angekommen sind, müssen wir uns vorerst zu Fuß fortbewegen, da unsere Fahrzeuge zur Zeit nicht mehr sehr sicher sind. Matze und Mira, ihr beide lauft einfach hinter uns her, um unsere Rücken zu sichern. Man

kann ja nie wissen, was da so alles im Unterholz auf uns wartet. Bitte vergesst nicht, dass uns möglichst niemand sehen darf, da unser Aufzug sicherlich etwas Aufsehen erregen würde. Die Leute hier in Deutschland kennen solche Aufzüge seit dem zweiten Weltkrieg nicht mehr und wenn, dann nur aus dem Fernsehen.«

Alle lachten, und wir machten uns auf den Weg, in einen tiefschwarzen Stollen.

Die Karbidlampe strahlte nur schwach, und Tim fluchte ständig vor sich hin. Nach einer mir endlos erscheinenden Zeit sturer Verfolgung der Vordermänner, standen wir vor einer morschen Holzklappe, die wohl eine Eingangsklappe darstellte. Sascha öffnete sie vorsichtig, kroch langsam und wendig heraus und schloss die Klappe gleich wieder hinter sich. Wir warteten einige Minuten, bis die Klappe dann plötzlich wieder aufging und Saschas Gesicht auftauchte, auf dem sofort einige Lichtpunkte von Laserzielvorrichtungen tanzten.

»Alles klar, schnell raus hier!«, wies er uns an und verschwand sogleich wieder.

Ohne weiter zu zögern, stiegen wir alle nach draußen in eine kühle Regennacht, nur um festzustellen, dass wir uns in der Nähe eines kleinen Teiches befanden. Sascha ging direkt an die Arbeit,

die Klappe wieder so optimal, wie nur möglich, zu tarnen. Die anderen sicherten in der Zwischenzeit die Umgebung, und Mira verschmierte die Bruchstellen der abgebrochenen Äste mit Schmutz.

Als Sascha schließlich seine Arbeit beendet hatte, bewegten wir uns zügig etwa Richtung Nordwesten, was ich daraus schloss, dass wir die be-
moosten Flächen der Bäume beim Gehen in unserem Rücken hatten. Wir näherten uns bald schon dem Waldrand, und Sascha lief als Späher wieder etwas voraus, um die freie Fläche zu erkunden. Nach einiger Zeit kam er lächelnd wieder und flüsterte zu uns: »In etwa 500 Metern Entfernung liegt so ein kleiner Weiler, bei dem ich auch schon einen alten Ford Taunus erkennen konnte, den wir uns natürlich holen werden; Leute.«

Nach einer Weile vorsichtigen Gehens, erreichten wir den Weiler, und Mira knackte mit nur wenigen gekonnten das Auto. Wir sicherten sie bei der Aktion nach allen Seiten. Auch ich wollte mich auf keinen Fall beim Autoklau erwischen lassen. Keine zwei Minuten später saßen wir im Auto, und Mira startete den kurz geschlossenen Wagen.

»Bei diesen älteren Karren spart man sich immer viel Zeit, da sie keine Wegfahrsperre haben.«,

sagte Mira frech grinsend und gab sogleich heftig Gas.

Als wir uns zügig von dem kleinen Weiler entfernten, sah ich im Rückspiegel, wie bei dem Gehöft einige Lichter eingeschaltet wurden und meinte: »Da bekommen wir sicher schon bald Ärger.«, worauf jedoch niemand etwas zu entgegnen hatte.

Nach etwa zwanzig Minuten Fahrzeit auf einer relativ ruhigen Landstraße, hielt Mira auf der Seite an, um sich auf der zerknitterten und ausgefrans-ten Straßenkarte zu orientieren. Gerade als sie die Karte öffnete, näherte sich von hinten ein Auto und fuhr auffällig langsam an uns vorbei. Ein weiterer Wagen kam von hinten in Sicht, während das vordere Auto plötzlich rasant wendete und dann direkt auf uns zukam.

»Raus hier!«, schrie Sascha und riss die Wagentür auf. Wir taten es ihm gleich und rollten uns halbsbrecherisch in den Straßengraben, während beide Fahrzeuge mit quietschenden Reifen anhielten. Männer mit Maschinenpistolen stiegen aus. Tim eröffnete sofort und ohne Vorwarnung das Feuer, und ich konnte erkennen, wie zwei der Männer im Halbdunkel der Scheinwerfer zusammenbrachen. Nur einen winzigen Sekundenbruch-

teil später, verwandelte sich unsere gesamte Umgebung zu einem regelrechten Kriegsgebiet. Die Projektilen der Maschinenpistolen schlugen um uns herum ein und ohrenbetäubendes Krachen der vielen Waffen dröhnte in meinen Ohren. Sascha warf eine seiner Handgranaten vom Gürtel in die Richtung der vermeintlichen Angreifer, die dort kurz darauf laut explodierte und wahrscheinlich weiteren Männern den Tod brachte. Das Gegenfeuer wurde daraufhin merklich schwächer.

»Los!«, schrie Tim und sprang auf, um zu einem der Autos unserer Angreifer zu kommen. In diesem Augenblick hörten wir ein lautes Krachen und sahen verzweifelt, wie Tims Kopf völlig in Stücke zerfetzt wurde. Durch seinen Schwung angetrieben, taumelte Tim blutüberströmt weiter. Als er bei dem Auto angekommen war, brach er tot zusammen. Mira begann daraufhin laut und fast schon hysterisch zu schreien.

Da rollte Sascha sich zu ihr, während ich krampfhaft versuchte, unsere Angreifer mit meinen Waffen zu beschäftigen. Ich war mir sicher, wenn ich mich nicht verteidigen würde, wäre ich das nächste Opfer. Sascha schüttelte Mir und schrie sie an, worauf sie wimmernd zusammensackte. Da das Feuer jetzt wieder stärker wurde,

begann Sascha wieder, auf die verbleibenden drei oder vier Männer zu schießen. Mehrmals zerfetzten weitere Schrotgeschosse Teile unseres Ford Taunus, das uns inzwischen zur Deckung diente, und wir beteten, dass der Tank des Ford nicht Feuer fing. Plötzlich hörten wir dann, wie ein Motor angelassen wurde, blickten uns mit aufgerissenen Augen panisch an und sprangen, so schnell wir nur konnten, aus dem Graben.

In genau diesem Augenblick krachte einer der Fahrzeuge unserer Verfolger, unter lautem Knirschen von Metall und dem Zersplittern von Glas, in unseren Ford und schob ihn in unseren Straßengraben. Dabei erwischte er Sascha am Fuß und riß ihn wieder in den Graben zurück. Er versuchte sich zu befreien, hing aber am Ford fest und schrie uns zu, dass wir uns in Sicherheit bringen sollten. Ich stand auf, begann in wilder Panik in Richtung Waldrand zu laufen und zog die junge Mira hinter mir her.

Das Mädchen stolperte und stürzte. Gerade als ich ihr wieder aufhelfen wollte sah ich, wie die beiden restlichen Angreifer vor Sascha standen und ihn mit ihren Pistolen bedrohten. Doch noch bevor auch nur ein weiterer Schuss fiel, kam es zu einer ohrenbetäubenden Explosion. Sascha hatte offen-

bar seine restlichen Handgranaten gezündet. Ohne weiter auf den ungleichen Kampf zu achten, zerrte ich die völlig kraftlose Mira an mir hoch und schleppte sie unter gewaltigen Anstrengungen in den nahegelegenen Wald.

Im Wald angekommen, setzte ich sie auf den feuchten Waldboden und bestückte erst einmal unsere Waffen neu. Als Mira schließlich wieder zu weinen begann, nahm ich das Mädchen schweigend und so gut ich es mit meiner schweren Ausrüstung eben konnte, in den Arm und ahnte insgeheim, dass diese brutale Hetzjagd sicherlich bald fortgesetzt werden würde.

Nach einer kurzen Pause, hetzten wir wortlos durch das nasse Dickicht und hielten uns wieder in nordwestlicher Richtung, da mir in dieser Situation kaum etwas Besseres einfiel. Sicherlich würden sie bald Hubschrauber und Hunde einsetzen, um uns zu finden, dachte ich mir. Wo sollte man schon in diesem modernen Land gut untertauchen?

Das Dickicht wurde plötzlich wieder etwas lichter, und wir stoppten. Die helle Mondsichel erschien mutig zwischen einigen Wolken und spiegelte sich in einer kleinen Pfütze zu unseren Füßen. In mir breitete sich Ratlosigkeit aus. Ich wusste ein-

fach nicht mehr weiter und lief aufgeregt im Kreis herum, während Mira geistesabwesend die Spiegelung des Mondes betrachtete.

»Matze, schau!«, schrie Mira dann plötzlich auf, und ich sah, wie die Spiegelung in der Pfütze seltsam bläulich und unnatürlich hell zu Leuchten begann. Schließlich strahlte die ganze Pfütze regelrecht, und Mira kam mir langsam rückwärts entgegen, ohne den Blick von der unheimlichen Pfütze abschweifen zu lassen. Dann wölbte sich die strahlende, blaue Pfütze weit in die Luft nach oben, und es entstand eine immer größer werdende Wassersäule, die zu Rotieren begann. Sie wurde dabei immer schneller und schneller, man hörte schon ein klares Rauschen in der Luft. Die Säule verformte sich dabei ganz langsam zu einer menschenähnlichen Gestalt, und das blaue Licht blendete uns beide immer stärker.

Doch von einem Augenblick, zum anderen, da wurde es wieder dunkel um uns herum. Mira und ich konnte nun überhaupt nichts mehr erkennen, weil wir so sehr von dem Licht geblendet waren, und ich hielt meine Waffe drohend in die Richtung der verschwundenen Wassersäule. Doch dann gewöhnten sich meine Augen langsam wieder an die Dunkelheit und ich erkannte, dass wir nicht mehr

alleine zu sein schienen. Sofort erkannte ich die Person, die nun vor uns stand. Es hatte sich aus diesem rotierenden Wassergebilde die blonde Schönheit von der Raststätte gebildet, die uns nun anlächelte. Ich jedoch, ich starrte sie an. Mein Mund trocknete innerhalb von Sekunden aus. Diese Frau war wunderschön. Hier im Wald schien sie noch schöner zu sein, als damals bei der Tankstelle. Jedenfalls war ich sprachlos.

»Was, in Gottes Namen, passiert hier?«, fragte ich flüsternd und drehte mich zu Mira, die ebenfalls diese sagenhafte Frau anstarrte.

Da fand auch Mira ihre Sprache endlich wieder und sagte: »Du musst Patricia sein! Wir sterben alle für dich. Sie zerfetzen uns, nur um an dich heran zu kommen. Wo warst du, Patricia? Tim und Sascha sind tot, nur weil sie dich suchen wollten.«

Patricia kam näher und sagte: »Mira, ich weiß. Alles ist unglaublich schrecklich, und ich bin zu spät, um beiden noch helfen zu können. Leider ist diese Jahrtausende alte Bestimmung, die an dieser grausamen Misere schuld ist. Es werden in der nächsten Zeit noch viel mehr Menschen sterben, als wir es wahrscheinlich verkraften können. Ob ich nun hier bei euch bin, oder nicht, ändern wird sich daran wohl nichts.«

Sie blickte mich an, begann wieder ein wenig zu lächeln, was ihr hübsches Gesicht nur noch hübscher werden ließ.

Matze, nun gehörst also auch du zu dem Kreis der Menschen, die in den Krieg um Magie und wahre Macht gezogen werden. Es ist ein Krieg, bei dem viele Leben gelassen werden und schon zu viele Leben gelassen wurden.«

Daraufhin säuerte ich mächtig an und schrie Patricia an: »Das ist ja ganz toll! Und wer bitte, wer hat mich gefragt, ob ich dies überhaupt will? Weißt du, ach so, mein liebes Kindchen, ich sage dir, ich kann gar nicht so viel essen, wie ich kotzen möchte! Ist das klar?! Zudem weiß ich heute eines ganz genau. Ich werde sicher niemals wieder diese kleinen Würstchen an irgendeiner Raststätte kaufen. Wäre ich an der Tankstelle vorbeigefahren, könnte ich jetzt mit meinen Kumpels in meinem Lieblingsbistro ein paar Bierchen heben. Aber nein, ich musste ja dort anhalten. Verdammte Scheiße!«

Gerade als ich meinen kleinen Wutanfall beendet hatte, hörte man in der Ferne Hundegebell. Aufgeschreckt sah ich zu Mira. Ich war wohl zu laut gewesen.

Patricia rief uns gedämpft zu: »Los, beeilt euch, wir müssen hier weg!«

Das ließen wir uns nicht zweimal sagen und rannten hinter der blonden Schönen her, die gerade im dichten Dickicht vor uns verschwand.

Obwohl wir uns sehr beeilten, dieses unwegsame Gelände zu durchqueren, wurde das Gebell der Hundemeute ständig lauter. Plötzlich blieb Patricia stehen und wies uns an, rasch auf naheliegende Bäume zu klettern.

»Das ist unser Ende, Patricia! Die Meute wird uns aufspüren, und dann ist unser Ende gekommen.«, meinte ich zu ihr. Doch sie ließ einfach nicht locker und empfahl uns dringend, ihr zu vertrauen.

Also kletterten Mira und ich auf zwei hohe Bäume, während die holde Patricia sich vollkommen ruhig und gelassen, auf einen morschen Baumstumpf setzte. Sie sah wirklich klasse aus, diese Frau. Selbst in dieser unwirtlichen Umgebung, schien sie etwas Elfenartiges an sich zu haben, was mich völlig faszinierte.

Die Hunde kamen schnell näher, und es dauerte nur wenige Augenblicke, bis die ersten kläffenden Tiere in Sicht kamen.

»Patricia, sie werden dich angreifen!«, rief ich verzweifelt von meinem Baum herunter, aber Pa-

tricia hörte nicht auf mich. Doch was ich dann beobachten konnte, brannte sich wohl für ewig in meinen Kopf.

Die Hunde bremsten ab und hörten schlagartig auf zu bellen, als sie die blonde Frau ruhig und gelassen auf dem Baumstumpf sitzen sahen.

Sie tapsten leise winselnd zu Patricia und sprangen schließlich an ihr hoch, wedelten mit ihren Schwänzen und leckten der schönen Frau liebevoll die Hände ab. Doch dann brachen schwer bewaffnete Männer durch das Dickicht, und als sie ihre Hunde sahen, begannen sie sofort, die Tiere laut anzubrüllen und zu treten, weil sie ihren Job erledigen und zupacken sollten. Doch die Hunde hörten nicht auf ihre Herren, und einer der Hunde kam sogar mit hängender Zunge auf die Männer zu getrottet.

Einer der Jäger visierte daraufhin den Hund mit einem großkalibrigen Gewehr an und schoss dann sofort. Der Hund wurde am Kopf getroffen und von der Wucht des Geschosses brutal zurück geworfen. Das Tier brach sterbend zusammen. Patricia erhob sich, und ich sah, wie ihre Augen erneut bläulich zu leuchten begannen. Genau wie damals, wie sie es bei der Raststätte taten. Alle Hunde saßen nun friedlich auf dem Waldboden vor Patricia

und knurrten bedrohlich die Männer an. Der Schütze begutachtete relativ gelassen den Tierkadaver, während die anderen Männer jetzt Patricia ins Visier nahmen. Offenbar wussten sie, wen sie da vor ihren Gewehrläufen hatten.

Das Blut des Hundes verteilte sich inzwischen auf dem Boden und bildete eine kleine schmierige Pfütze. Dann hob Patricia ihre linke Hand ein wenig. Plötzlich löste sich eine leuchtende Kugel aus ihrer Handfläche, die krachend mitten in die Blutpfütze des verendeten Tieres einschlug. Der Schütze beim Hund kippte erschreckt nach hinten, und die anderen Männer begannen daraufhin wie wahnsinnig, auf Patricia zu schießen.

Doch ich traute meinen Augen kaum. Patricia zerfiel sofort in unzählige Tannennadeln, die dann auf dem Boden einen kleinen Haufen bildeten. Im nächsten Augenblick leuchtete das Blut des Hundes hell auf, und es formte sich erneut eine mächtige, leuchtende Säule, nur das diese nun rötlich zu sein schien. Auch diese Säule begann sich langsam zu drehen und entwickelte sich allmählich zu einem Wolf von gut 2 Metern Schulterhöhe.

Dieses Wesen konnte offenbar nur der Hölle entsprungen sein, denn mächtige Reißzähne an Ober- und Unterkiefer ragten aus dem Maul. Seine

Augäpfel strahlten dabei blutrot und sahen furchterregend aus. Die Männer verstummten augenblicklich, als sie dieses Monster sahen, und keiner fasste den Mut, auf diese grässliche Kreatur zu schießen. Dann hörte man das tiefe Knurren des Ungetüms, das sogar den dicken Stamm des Baumes, auf dem ich Schutz suchte, merklich beben ließ. Dann riss der Wolf sein monströses Maul auf, schnappte blitzschnell nach dem Todesschützen in seiner Nähe, und sein stinkender Atem verteilte sich in der Luft.

Die furchtbaren Reißzähne bohrten sich mühe-los in Brust und Rücken des Mannes, und man hörte nur ein dumpfes Knacken. Der Brustkorb wurde knirschend zermalmt, als wäre er aus Streichholz. Spielerisch schleuderte diese Kreatur den Mann, dessen Augen noch immer weit aufgerissen waren, um sich herum und warf ihn achtlos an einen dicken Baumstamm. Dort schlug das Opfer mit einem unangenehm dumpfen Geräusch hart gegen.

Nun hatten die Männer ihre Fassung teilweise wiedererlangt, wobei das blanke Entsetzen noch in ihren Gesichtern zu sehen war. Einige von ihnen liefen hysterisch schreiend fort. Andere begannen in ihrer Panik auf den gewaltigen Wolf zu schie-

ßen. Dieser schnappte sich daraufhin zwei weitere verängstigte Männer und warf sie ebenfalls hoch durch die Luft. Einem anderen Angreifer schlug er seine gewaltigen Kiefer in den Arm und schleuderte ihn so wild um sich, dass der Arm des Mannes schließlich abriss und der Kerl blutend zu Boden stürzte.

Bewusstlos blieb der Gepeinigte liegen, und sein frisches Blut pulsierte regelrecht aus dem fleischigen Stumpf auf dem Waldboden. Das Ungeheuer witterte seine Nahrung, senkte nun fast anächtig seinen Kopf und begann damit, das aus der Wunde fließende Blut, gierig auf zu lecken.

Ich konnte jetzt keine lebende Angreifer mehr entdecken und beobachtet voller Ehrfurcht dieses riesige Wesen, das begonnen hatte, einzelne Fleischstücke aus dem inzwischen verstorbenen Mann zu reißen, um sie genüsslich hinunter zu schlingen. Dabei leckte es sich immer wieder Blut und Speichel von den dunklen Lefzen.

Ich begann zu würgen und zwang mich, nicht zu erbrechen, was wahrscheinlich sofort die Aufmerksamkeit des Wolfes auf mich lenken würde. Nein, ich wollte nicht so enden, wie der Mann dort unten.

Kurze Zeit später zogen unzählige Tannennadeln meine Aufmerksamkeit auf sich, als sie begannen, immer schneller werdend, zu rotieren und sich aus ihnen, eine Art großer Strudel aus Tannennadeln bildete, der ständig an Größe und Volumen zunahm. Kurz darauf stieg eine Gestalt aus der Trombe, die ich sofort wiedererkannte.

Es war Patricia, die sogleich zu dieser Bestie schlenderte und sie liebevoll, ohne das kleinste Anzeichen von Angst oder Ehrfurcht, am riesigen Lauf berührte. Augenblicklich zerfiel der bestialische Höllenwolf in viele tausend Blutstropfen, die sofort schwer auf den Waldboden klatschten.

Dann blickte sie zu Mira und mich in den Baumkronen und winkte uns freundlich herunter. Zuerst war ich mir nicht sicher, ob ich dieser Frau wirklich trauen sollte. Immerhin habe ich hier verrückte Geschehnisse mit verfolgen können, die nicht von dieser Welt, aber wohl eher Stoff aus einem üblen Albtraum sein durften. Doch dann ließ ich mich doch von der Astgabel des Baumes gleiten und sprang auf den weichen Waldboden. Auch Mira war bereits von ihrem Baum herunter geklettert, und wir trafen fast zeitgleich bei dieser seltsamen Frau ein.

Herkunft und Ursprung von Patricia waren mir noch immer ein Rätsel. Die ständige Nässe hatte meine Finger ziemlich klamm werden lassen, und ich wünschte mir sehnlichst, ein warmes und kuscheliges Plätzchen an irgendeinem Ofen. Auch Mira schien wohl ganz ähnlich zu fühlen, da ich bemerkte, dass sie bereits am gesamten Körper erbärmlich zitterte. Ob es Angst oder die Kälte war, konnte ich natürlich nicht zweifelsfrei bestimmen, doch ich dachte mir, dass es von beidem etwas sein durfte. Patricia brach dann endlich die mörderische Stille auf diesem Schlachtfeld und sagte: »Ihr müsst jetzt verschwinden...und zwar schnell. Unter Menschen in einer Stadt, da seid ihr wohl am sichersten.«

»Du kommst nicht mit?«, fragte ich sie und schaute zu Mira, die plötzlich sehr abwesend zu sein schien.

»Nein, ich kann nicht mitkommen, da ich ebenfalls nicht mehr sicher bin. In der Stadt wäre ich vollkommen verloren.«, sagte sie. Sie sah Mira und mich bemitleidend an.

»Bei deiner Zauberei und Magie brauchst du dich doch wohl wirklich vor keinem Wesen dieser Welt zu fürchten. Du besitzt offenbar die Macht,

eine ganze Welt zu beherrschen.«, entgegnete ich verwundert.

»Matze, ich bin das Produkt eines geheimen Zirkels, einer Art Bund oder einer uralten Art von Schutzgemeinschaft. Du kannst es sehen, wie du magst, aber ich bin eine Kreation sehr alter Druiden, deren wahr Geschichten man schon seit Ewigkeiten nicht mehr in den Geschichtsbüchern finden kann. Ich bestehe nur durch das Produkt, des optimalen Zusammenwirkens verschiedenster Variablen innerhalb eines Kollektives. Diese Gemeinschaft ist in Gefahr endgültig zu scheitern und zu zerbrechen. Deshalb muss ich schnell zurückkehren, zurück zu meinen Erschaffern. Ich kann nicht mit euch gehen, will ich weiter leben.« In ihren mandelförmigen, weichen Augen konnte man wieder ein schwaches, bläuliches Schimmern erkennen, was mich unheimlich anmachte. Wow, Patricia war wirklich die schönste Frau, der ich wohl jemals zuvor begegnet bin, und sie war wahrscheinlich auch die gefährlichste von allen. Da ich bereits ahnte, dass sie gleich wieder in Nichts hinein verschwinden würde, fragte ich sie schnell, flehte ich sie fast schon an: »Werden wir dich jemals wiedersehen, Patricia? Du kannst uns nicht alleine lassen! Ohne dich haben wir keinerlei Chancen in diesem Land durchzukommen.«

Hellblaues Licht flutete jedoch schon den ganzen Wald, und Patricia war nur noch schemenhaft zu wahrzunehmen.

»Ob wir uns wiedersehen oder nicht, das kann nur der Kreis der Druiden entscheiden. Versucht ihn zu finden, und ihr werdet als überlebende Sieger aus diesem grausamen Krieg hervorgehen. Einem Krieg der geführt wird, um Antworten zu finden, Antworten auf viele Fragen, die Menschen einfach nicht verstehen können und wohl auch nicht verstehen wollen.« Dann wurde es plötzlich schlagartig dunkel im Wald, und Patricia war verschwunden.

Alles war völlig ruhig und finster im Wald. Nach einer Weile der Regungslosigkeit und Betroffenheit brach Mira unerwartet das Schweigen: »Wenn wir uns nicht gleich auf den Weg machen, kommen die Typen wieder und dann haben wir keinen solchen riesigen Kettenhund mehr, der uns beisteht.«

»Vielleicht sollten wir auch einfach nur hier bleiben und aufgeben. Es hat doch ohnehin keinen Sinn vor so vielen Feinden fortzulaufen.«

»Sicher. Doch sie werden uns töten.«, antwortete Mira.

»Ich habe mir den ganzen Mist nicht ausgesucht. Nur weil ich zur falschen Zeit, am falschen Ort war, bin ich jetzt ein gejagter Terrorist in einer Mischung aus Horror- und Kriegsfilm. Ich habe dazu keinen Bock, Mira. Verstehst du das?«

»Klar, aber jetzt steckst du mitten im Dreck. Du musst versuchen, dass Beste daraus zu machen. Matze, die Jungs aus der Höhle, sie sind auch für uns gestorben. Jetzt einfach aufzugeben, das fände ich nicht gut. Sie hätten sich umsonst für uns geopfert.«

»Ja, Mira, vielleicht hast du recht. Doch es wird die Zeit kommen, in der ich von diesem Albtraum genug haben werde. Da bin ich mir sicher. Dieser Zeitpunkt ist nahe, verdammt nahe. Dann ist es mir egal, ob ich sterben werde, oder nicht.«

Ich war immer noch nicht ganz bei mir, schlug aber vor, wieder in Richtung Nordwesten zu gehen, da sicherlich dieser Waldabschnitt bald enden würde. Damit war die Wahrscheinlichkeit am größten, dass wir endlich wieder eine Zivilisation und damit auch einen fahrbaren Untersatz fanden.

Nach etwa einer Stunde dichtem Dickicht ohne Pause gelangten wir tatsächlich an den Rand des Waldes, und in weiter Ferne konnte man die Scheinwerfer einiger Autos wandern sehen.

»Dort Mira, eine Straße!«, rief ich erfreut auf, nahm Miras kalte Hand und zog sie auf das öde wirkende, nasse Stoppelfeld. Wie zwei Verrückte rannten wir über das Feld, so dass die Scheinwerfer der Autos rasch näher kamen. Der Boden war nass, und dicke Lehmklumpen hingen wie Blei an unseren Schuhen. Keuchend und völlig durchnässt warfen wir uns in den Straßengraben, während auf der darüber liegenden Straße sehr viel Verkehr herrschte.

Durch den salzigen Schweiß auf der Haut brannten die Kratzer in meinem Gesicht unangenehm, so dass ich mir immer wieder, mit den klammen Ärmeln meines Overalls, notdürftig und vorsichtig über das zerkratzte Gesicht wischte. Ich bildete mir ein, dass ich so das Brennen lindern konnte. Nachdem wir wieder etwas zu Atem gekommen waren, stand Mira stöhnend auf, knöpfte die obersten Verschlüsse ihres Overalls auf und kletterte den kleinen Hang hinauf, um sich an die verkehrsreiche Straße zu stellen. Ich konnte mir

denken, was Mira plante und robbte mich weiter nach oben, an den Rand des Grabens.

Dort stand sie am Straßenrand und ließ ihre fast völlig nackten Brüste luftig freien Lauf. Während sie immer wieder auf und ab sprang, rutschte eine der Brüste immer wieder etwas weiter heraus, so dass man sogar ihre dunklen Brustwarzen im Scheinwerferlicht erkennen konnte. Man konnte sogar erkennen, dass der Nippel durch die Kälte aufrecht stand.

Als ich das so sah, wurde mir plötzlich irgendwie ganz anders, und ich sah die schroffe Mira plötzlich mit ganz anderen Augen.

Wie konnte ich jetzt nur an Sex denken?

Ich musste mich Räuspern und kratzte mich verlegen am Kopf. Auf diese aufreizende Art und Weise musste einfach einer der Fahrer anhalten und uns mitnehmen.

Es dauerte tatsächlich nicht lange bis ich beobachten konnte, wie ein Lieferwagen direkt vor Mira hielt und die Beifahrertür geöffnet wurde. Es wurden ein paar Sätze gewechselt, und Mira kam zu mir.

Sie meinte lax: »Matze, der Typ nimmt uns bis zur nächsten Stadt mit, komme schon! Beeile dich!«

Ich zögerte nicht lange, sprang dem Mädchen hinterher in den Wagen und warf mich schnaufend neben sie, auf den weichen, mit Lammfell bezogenen Beifahrersitz.

Wir fuhren sofort los und genossen die entspannende Wärme die aus dem Gebläse wehte. Mira knöpfte sich ihren Overall wieder zu, so dass ihre festen Brüste wieder ein Geheimnis wurden.

»Ihr seid wohl in den Regen gekommen?«, fragte der Fahrer, ein älterer Mann, dem nur noch wenige graue Haare auf dem Kopf wuchsen.

»So könnte man es auch nennen.«, antwortete ich und sah immer wieder unauffällig in den Rückspiegel, um mögliche Verfolger zu entdecken.

»Da haben sie aber Glück gehabt, dass sie an mich geraten sind. In der ganzen Umgebung wimmelt es nur so von Bullen, weil ein gefährliches Tier herum streunt und sein Unwesen treibt. Es soll schon mehrere Menschen getötet haben.«, erzählte der Mann und stellte sich uns dann, als Hans vor.

»Gestatten, wir sind Mira und Matze.«, gab ich nüchtern zurück und sah gleich zu Mira, deren Blick mir zu verstehen gab, dass auch sie bereits ahnte, welches wilde Tier unser Fahrer gemeint hatte.

Ohne größere Zwischenfälle erreichten wir die Stadtgrenze und Hans bemühte sich, keine weitere Fragen zu stellen, was uns sehr gelegen kam. Dann setzte uns Hans an einer Parkbucht ab. So unauffällig wie es uns mit unserer merkwürdigen Kleidung möglich war, streiften wir durch die Straßen, ohne irgendein bestimmtes Ziel zu haben. Gerade als wir an einem kleinen Stadthotel vorbei huschten, hatten wir eine Idee. Wir mogelten uns durch den Hintereingang, gleich vorbei an der Küche in der gerade Hochbetrieb war, in den angrenzenden Personalraum. In der Nähe von Küchen ist meistens ein solcher Personalraum. Dort war es sehr schmutzig, trist und die Wände kahl.

Doch wie ich es erwartet hatte, standen dort auch einige Spinde, die nur mit einem sehr einfachen Vorhängeschloss gesichert waren.

Müheelos brachen wir einige der Schlösser auf und suchten uns halbwegs brauchbare Kleidung heraus. Wir zogen uns schnell um, und obwohl Mira sich bemühte, mir ihren Körper nicht zu zei-

gen, ließ es sich nicht vermeiden, dass ich ihren Körper doch sah. Eigentlich wollte ich mich gut benehmen und wegsehen, doch diese zarte, nackte Haut und die gut proportionierten Rundungen von Mira waren doch sehr ansprechend. Natürlich bemerkte sie meine neugierigen Blicke und zischte mir gleich einige sehr unschöne Worte entgegen, die ich hier nicht wiedergeben möchte. Nach dem Umziehen waren wir beide wieder ziemlich guter Dinge, als wir zudem auch noch eine Geldbörse fanden, in der immerhin etwas mehr, als einhundert Euro verpackt waren.

Unsere beiden Handfeuerwaffen, zu denen wir noch jeweils ein gefülltes Ersatzmagazin hatten, ließen wir sofort in den Taschen unserer neuen Kleidung verschwinden. Unsere alten Overalls entsorgten wir in einer der zahlreichen Mülltonnen hinter dem Hotel und flohen anschließend, glücklicherweise wieder vollkommen unbemerkt.

Schon bald kamen wir an eine kleine Grillstube, in die wir einkehrten, um unsere inzwischen doch sehr bohrenden Hungergefühle zu stillen. Es dauerte dann auch nicht lange, und wir hatten dampfendes Essen und kühle Getränke vor uns auf dem eher schmutzigen Tisch stehen. Gierig schlangen wir die ersten Bissen hinunter, merkten aber bald,

daß wir mit unserem gierigen Verhalten bei den anderen Gästen einen ziemlich merkwürdigen Eindruck hinterließen. Sie sahen ständig zu uns hinüber und schüttelten sogar leicht mit dem Kopf. Obwohl es schwer fiel, zügelten wir daraufhin unsere Essgeschwindigkeit und waren dann richtig froh, als endlich der abschließende Kaffee vor uns duftete.

»Was sollen wir jetzt tun?«, fragte ich Mira, die mich ansah, als ob sie diese Frage schon seit Minuten von mir erwartet hatte.

»Ich denke, wir sollten uns erst einmal eine trockene Bleibe organisieren, um etwas Schlaf tanken zu können. Ein wenig Zeit zum Ausruhen tut uns sicher gut, und wir können danach besser entscheiden, wie es weitergehen soll. Danach halte ich es wohl für das Beste, diese seltsamen Verein der Druiden-Typen zu finden, von dem Patricia gesprochen hatte. Schließlich haben diese Typen uns diese ganze Misere auch eingebrockt. Dann werden sie wohl auch in der Lage sein, uns wieder aus dieser Lage herauszuholen.«, meinte sie.

Ich nickte nur bestätigend.

»Es ist doch sehr zu hoffen, dass diese Typen aus dem Wald uns nicht zu schnell aufspüren. Mit unserer schlechten Bewaffnung würden wir beide

nicht sehr weit kommen.«, gab ich zu Bedenken und stand auf, um bei dem südländisch wirkenden Imbissmann unser Essen und den Kaffee zu bezahlen. Nachdem wir den Imbiss verlassen hatten, begannen wir sofort, so wie es besprochen war, eine Unterkunft für uns zu suchen. Da es Samstag war und alle Geschäfte schon geschlossen hatten, brach Mira einfach in eines der verlassen wirkenden Büros ein, das zwar keine Betten oder eine Dusche hatte, aber dafür eine gut sortierte Kaffeeküche, mit gefülltem Kühlschrank und allen Telekommunikationsgeräten, die man sich nur wünschen konnte. Wer weiß, wozu wir die vielleicht brauchen konnten? Aber vor allem, hatte dieses Büro sogar noch eine äußerst sympathische Eigenschaft: Es war warm!

Zweites Kapitel

Nachdem Mira eine Kanne Kaffee aufgestellt hatte, schlenderte sie zu mir und setzte sich auf einen bequemen Bürostuhl und zog ihre Beine an.

»Dies scheint eines dieser protzigen Marketingbüro zu sein.«, flüsterte sie.

Ich setzte mich auf den Stuhl gegenüber vom Schreibtisch und war froh, endlich wieder trocken und aufgewärmt zu sein.

»Wie können wir bloß diesen ominösen Druidenzirkel finden? Schließlich haben wir keinerlei Anhaltspunkte.«, meinte ich etwas frustriert und sah Mira dabei forschend an.

»Tim hat immer davon erzählt, dass man über das Sendegerät, das er stets bei sich trug, über den lateinischen Code «corvus albus» Hilfe holen könne. Das ist doch bestimmt schon ein Ansatzpunkt, zumindest einen ersten Kontakt zu Gleichgesinnten herzustellen. Allerdings kann dieser Kontakt auch gefährlich sein. Wir können nicht wissen, mit wem wir es wirklich zu tun haben und wissen

nicht, wer hinter diesen Leuten steckt.«, meinte Mira.

»Das ist zumindest ein Ansatzpunkt. Aber wir haben damit dennoch ein ganz anderes Problem. Tim ist tot, und der Sender ist noch bei ihm.«

»Dies ist nur bedingt richtig.«, meinte Mira grinsend, griff in ihre Hemdtasche und wühlte Tims kleinen Sender hervor

»Den hat er mir gegeben, bevor wir aufbrachen, da er ihn bei einer Frau für sicherer aufgehoben hielt. Du siehst, er hatte tatsächlich Recht damit.«, meinte sie weiter und schaltete den Rechner auf dem Tisch vor ihr ein.

Ich stand auf und ging zu ihr. Mira hatte sich bereits in das Internet eingehängt und befand sich nach kurzer Zeit in dem Gästebuch einer Universität. Sie gab den Namen »Patricia« ein und unseren derzeitigen Standort mit Datum, Uhrzeit und der Telefonnummer des Büros, die auf den vielen Visitenkarten auf dem Schreibtisch zu lesen war. Danach verließ sie das weltweite Netz wieder und schaltete Tims Gerät ein, tippte die kurze Bezeichnung »corvus albus« und wartete auf das Empfangssignal, das nur wenige Augenblicke später, in Form von lautem Piepen, bei uns ankam.

»So, nun müssen wir nur noch warten und hoffen, dass es die richtigen Leute sind, die an dem Empfangsgerät sitzen.«, sagte sie und ließ sich müde in ihren weichen Sessel zurückfallen.

»Willst du auch einen Kaffee?«, fragte ich Mira und ging zur Kaffeemaschine.

»Ja, das wäre jetzt genau das Richtige«, rief sie mir zu, und ich nahm die Kanne mit dem schwarzen, dampfenden Gebräu in die Hand, um es in zwei der weißen Becher zu füllen, die gleich neben der Kaffeemaschine standen.

Wir tranken beide genüsslich unseren Kaffee in kleinen Schlucken und aßen dazu die trockenen Kekse, die wir ebenfalls in der gut sortierten Kaffeeküche gefunden hatten.

Nachdem wir zwei Stunden auf einen Rückruf gewartet hatten, wurden wir sehr schläfrig und machten es uns in den Sesseln so richtig bequem. Es dauerte auch nicht mehr sehr lange, bis ein traumloser, tiefer Schlaf mich übermannte.

Dann wurde ich von einem leisen Rascheln geweckt und schreckte aus meinem Sessel hoch. Mein Herz klopfte unangenehm in der Brust, so sehr hatte ich mich erschreckt.

Ein älterer Mann saß an dem Schreibtisch gegenüber und wollte sich gerade ein Butterbrot, das er zuvor ausgepackt hatte und das jetzt auf dem Packpapier auf seinem Schoß lag, an den Mund führen. Ich zog blitzschnell meine Pistole und vierte den Fremden an, der genüsslich, ohne mich zu beachten, in sein Brot biss.

»Es gibt wirklich nichts Besseres, als diesen Leerdamer Käse.«, sagte er und setzte zu einem weiteren Biss an.

»Wer sind sie und was wollen sie?«, fragte ich ihn mit ernstem Ton und sah, dass Mira nun ebenfalls erwacht war und ängstlich aus ihrem Sessel zu uns hinüber sah.

»Mein Name ist Maximilian Brechthold, aber Freunde nennen mich, ganz schlicht und einfach, Max.«, sagte er mit vollem Mund und musste dabei sehr darauf achten, dass von diesem hochgelobten Leerdamer nichts herausfiel.

»Ich bin hier, Matze, weil ich gerne im Internet umherstreife und euren Hilferuf, ich meine euren kläglichen Eintrag dort im Gästebuch, gelesen habe. Ich fühlte mich natürlich sofort angesprochen, war neugierig und eilte herbei.«

, erklärte er weiter und sah dann mit einem eher schon abstoßenden, breiten Grinsen zu Mira.

Ich wusste immer noch nicht, ob ich ihm trauen sollte, legte aber die Pistole ganz langsam vor mir auf den Schreibtisch. Max stand auf und begab sich ganz gemächlich zum Fenster, zog zwei Lamellen der Blende auseinander und schaute interessiert hinaus.

»Wir werden nicht lange bleiben können. In wenigen Stunden werden die ordnungsgemäßen Nutzer des Büros auftauchen, um ihr tägliches Brot zu verdienen.«, gab er zu Bedenken und drehte sich wieder zu uns. »Auch werden wir die Stadt verlassen müssen, da man sicher schon damit begonnen hat, in allen Winkeln und Gassen nach euch zu suchen.«

Ich stand auf und fragte: »Wo sollen wir denn hin? In diesem Land sind wir nirgendwo lange sicher. Jedenfalls werde ich dir, Max, oder wie immer du dich auch nennst, nicht so einfach dumm und blind folgen. Vielleicht ist dieses Treffen mit dir ohnehin nur eine raffinierte Falle, um uns an unsere Verfolger auszuliefern. Auch würde ich gerne wissen, was diese ganzen Leute von uns wollen. Denken sie wirklich, ich wäre ein Terrorist?«

Mira nickte und Max setzte sich auf die Ecke eines der Schreibtische.

»Ihr glaubt mir also nicht? Damit hätte ich rechnen müssen. Aber wenn ihr wollt, könnt ihr auch gerne hier bleiben und warten, bis man euch gefunden hat. Oder ihr geht weiter durch die Straßen und fangt euch eine Menge dieser unschönen, bleihaltigen Metallstücke ein, die man in eure Richtung abfeuern wird. Ich denke, euch bleiben kaum andere Alternativen, als eben die, mir zu glauben und mir zu folgen. Ihr seid ein wenig, wie meine Jünger, und ich bin euer Herr.«, sagte er und begann mit den zahlreichen Kugelschreibern zu spielen. An seiner Stimme konnte man hören, dass er das, was er gesagt hatte, durchaus ernst meinte. Dieser Max war ein unheimlicher und seltsamer Vogel.

»Matze, ich denke schon, dass wir ihm trauen sollten. Max ist zur Zeit unsere einzige Chance, hier weg zu kommen und vielleicht diese seltsamen Druiden-Typen zu finden. Tim schien ihm wohl auch vertraut zu haben. Warum hatte er sonst diesen Sender?«, fragte sich Mira.

Max schreckte bei dem Wort «Druiden-Typen» auf und ließ einen der Schreiber unvorsichtig auf den Tisch fallen.

»Was wisst ihr denn schon über den Druidenzirkel?«, wollte er mit inzwischen sehr gereizter Stimme wissen und durchbohrte Mira förmlich mit seinen Blicken. Ich wurde gleich unruhig und sah mich nervös nach meiner Pistole um.

»Wir wissen nur, dass diese magischen Typen sehr mächtig sein müssen. Auch waren es wohl sie jene, die uns in diesen Wahnsinn hinein getrieben haben. Wir hörten von Patricia etwas über einem verrückten Krieg und glauben daher, dass uns nur diese alten Druiden aus diesem Chaos befreien können.«, erzählte Mira, während ich meine Pistole vorsichtig und so, dass Max nichts davon merkte, näher an mich heran zog.

Max drehte sich kopfschüttelnd um und begab sich erneut zu dem Fenster. »Ich werde euch zu ihnen führen. Aber glaubt bitte nur nicht, dass ich diesen Job gerne wahrnehme. Aber wahrscheinlich wisst ihr beiden ohnehin schon mehr, als ihr eigentlich wissen dürftet.«, sagte er etwas abwesend wirkend und schritt dann unerwartet schnell zur Tür. Er signalisierte uns, dass wir ihm folgen sollten und drückte die Türklinke hinunter.

Mit einem geklauten Auto verließen wir die Kleinstadt und fuhren auf die nächste Autobahn. Mehr als zwei Stunden folgten wir auf dieser Stras-

se, bis wir auf eine schmale Landstraße abfuhren, der wir dann ebenfalls wieder gute zwei Stunden folgten. Wir hielten schließlich an einem großen Bauernhof an und parkten unser Auto in der leeren Scheune, die offen stand.

Nachdem wir ausgestiegen waren, begaben wir zum Haupthaus. Max klopfte an die Tür, und nach einer kurzen Weile öffnete eine ziemlich dicke und leider auch etwas ungepflegt wirkende Frau die Tür. Offenbar war sie die Bäuerin. Sie bat uns freundlich herein. Wir nahmen in der gemütlichen und rustikal eingerichteten Wohnstube Platz. Sie servierte uns einen kräftigen Tee und reichte selbstgebackene Plätzchen dazu, die wir gierig und unhöflich verschlangen. Doch Mira und ich hatten beide keine Lust mehr, auf unser Benehmen zu achten.

Die Bäuerin kam immer wieder herein, um uns Tee nach zu schenken, und als sie bemerkte, dass wir satt waren, deckte sie das schmutzige Geschirr wieder ab. Nachdem sie die Sachen alle weggebracht hatte, kehrte sie wieder in die Stube zurück und setzte sich zu uns, ohne auch nur ein Wort von sich zu geben. Eine seltsame Stimmung war das damals, auf diesem Bauernhof.

Max nickte der Frau nach einer kleinen Weile zu, und die Bäuerin sackte plötzlich in sich zusammen, so wie ein nasser, leerer Sack. Ich war gerade dabei aufzuspringen, um ihr zu helfen, da wich ich bereits auch schon wieder erschrocken zurück, weil von dem leblosen Bündel Kleidung der Bäuerin, ein gleißender Schein blauen Lichts ausstrahlen begann. Es sah so aus, als ob die Frau, zusammen mit dem Sessel auf dem sie saß, buchstäblich verschmolz.

In nur wenigen Augenblicken strahlte der ganze Raum in grellem Blau. Wir nahmen nur noch eine strahlende Kugel an jener Stelle wahr, an der die Bäuerin ganz offensichtlich noch immer mit dem Sessel verschmolz. Max beeindruckten die Ereignisse nur wenig, da er mehrfach seinen letzten Keks in den warmen Tee tauchte, um ihn dann ganz genüsslich in seinen Mund kleckern zu lassen.

Nach einer kurzen Weile ließ das grelle Licht nach, und ich konnte die Konturen zweier menschlicher Gestalten erkennen. Immer deutlicher formten sich die Gestalten aus dem Licht heraus, die nun unschwer als Männer zu erkennen waren. Wenig später war das Licht ganz verschwunden. Mira und ich waren sichtlich erstaunt. Wir hatten weite-

ren Besuch dazu bekommen. Es handelte sich um zwei gräuliche, ältere Männer, die sich offensichtlich im ältesten Drittel ihres Lebens befanden.

Sie betrachteten uns interessiert. Ihre Gesichter strahlten eine starke Persönlichkeit aus. Ihr besonderes Charisma wirkten dadurch sehr geheimnisvoll, und man konnte deutlich spüren, dass diese beiden Herren schon sehr viele unglaubliche Dinge in ihrem Leben erlebt haben mussten. Max stand erfreut auf, strahlte plötzlich über sein ganzes Gesicht und umarmte beide Männer herzlichst.

»Schön, dass ihr so schnell kommen konntet. Wo sind Mark und Thom? Werden sie auch noch heute eintreffen?«, fragte Max die beiden und bekam auch gleich Antwort.

»Die Zwei konnten sich nicht so schnell aus ihrer letzten Sitzung trennen, da wir gerade dabei waren, einige neue Überlegungen zu umzusetzen. Ich bin der Meinung, obwohl die Zeit sehr drängt, für Mira und Matze ist das Bisherige bereits mehr, als viel zu viel Neues in ihrem Leben. Wir sollten uns mehr Zeit für ihre Aufklärung lassen und die beiden nicht mit zu viel Informationen überhäufen.«, sagte einer der Männer und stellte sich uns daraufhin, als Thorwald vor.

Ich war etwas verblüfft darüber, dass dieser Thorwald nicht nur unsere Namen bereits kannte, sondern er schien auch alles über unsere letzten Erlebnisse zu wissen. Der andere Mann stellte sich als Jürgen vor und gab Mira und mir freundlich die Hand. Es bestanden für mich plötzlich kaum mehr irgendwelche Zweifel, dass es sich bei diesen äußerst kuriosen Gestalten wahrscheinlich tatsächlich um Mitglieder des gesuchten Druidenzirkels handelte.

Wir richteten es uns bequem in dieser bäuerlichen Stube ein, und ich vermisste bereits die umsorgende Bäuerin mit ihrem Tee und den schmackhaften Keksen. Überwiegend sprachen die drei Männer über an sich sehr belanglose Dinge und schwenkten erst auf unser eigentlich wichtiges Thema um, als sie bemerkten, dass Mira kaum noch in der Lage war, ihre wunderschönen Mädchenaugen offen zu halten, oder dem Gespräch weiter aufmerksam zu folgen. Max erhob sich aus seinem Sessel und ging zur Tür.

Ich dachte mir, dass er wohl die Toilette aufsuchen wollte, was auch nicht verwunderlich gewesen wäre, nach dem vielen Tee und den Keksen zuvor. Doch gerade als er an der Tür ankam, klopfte jemand von außen, und Max öffnete die Tür. Freu-

dig und sichtlich erstaunt sprang ich auf, und meine Müdigkeit war wie weggefliegen. Vor der Tür stand tatsächlich Patricia, deren strahlende Schönheit mich sogleich wieder völlig in Besitz nahm. Das musste sicher eine Art Zauberei sein.

Dann sah ich Mira an, die ebenfalls mit weit geöffnetem Mund zur Tür starrte. Patricia kam mit ihrem süßen Lächeln herein und setzte sich gleich neben mich. Sie schien zu spüren, was ich für sie empfand. Ihre Nähe ließ mich innerlich vibrieren und fast auf dem alten Sessel hinweg schmelzen. Es war mir einfach nicht möglich, meinen Blick von ihr ab zu wenden.

»Wir müssen endlich handeln, meine Herren. Die Kugel rollt bereits und selbst wir, wir können sie kaum mehr aufhalten. Es ist schon zu viel Blut geflossen und zu viele Tropfen des Lebens sind schon in das Meer der Seelen geregnet.«, sagte Patricia, für meinen Geschmack etwas zu theatralisch und sah dabei zu Thorwald, der sich gerade eine alte Pfeife stopfte.

Auch Jürgen schaute nun erwartungsvoll zu Thorwald und meinte: »Wir haben die Dämme angebohrt, um leichtfertig mit der Macht zu spielen, uns mit ihr zu vergnügen und stellen nun fest, dass die Dämme an den hoheitlichen Grenzen der

Dimensionen, zu brechen drohen. Es sind unsere Schäden, die sie brechen lassen. So gibt es aus meiner Sicht wohl nur drei in Frage kommende und sinnvolle Lösungen. Entweder wir stopfen die Löcher und wir bauen einen neuen Damm, bevor der alte Damm bricht, oder wir lassen ihn brechen und die Wasser sich vermengen.«

Thorwald zog genüsslich an der frisch entzündeten Pfeife und dachte offensichtlich angestrengt nach.

»Es gibt für uns noch eine vierte Lösung. Wir lassen das gesamte Wasser gefrieren, um uns die notwendige Zeit zu verschaffen, die Löcher wieder zu stopfen.«, murmelte er halblaut, während er nachdenklich den Rauch seiner Pfeife beobachtete. Wir blickten uns alle verständnislos an, und Max rief in die Runde: »Und wie stellst du dir das vor, Thorwald? Sollen wir die Zeit einfach still stehen lassen, oder vielleicht alle Lebewesen dieser Welt in einen süßen Schlaf versetzen? Also ich möchte da wirklich nicht den Prinzen spielen, der alle diese Kreaturen wach küssen muss, das sage ich dir gleich.«

Alle bis auf Thorwald, mussten über Max lachen. Als wir uns wieder beruhigt hatten, stand Thorwald auf, ging zu dem massiven Eichen-

schränk und öffnete eine der schweren Türen. Er holte ein kleines, recht alt wirkendes Notizbuch heraus und blätterte suchend darin herum. Verständnislos und fast Hilfe suchend sah Mira mich an.

Irgendwie beruhigte es mich, dass ich nicht der Einzige war der glaubte, die Hauptrolle in einem besonders bösen Traum zu spielen. Ich kniff mir ohnehin schon seit einiger Zeit immer wieder in den Schenkel, und der auftretende Schmerz erinnerte mich stets daran, dass diese ganzen Erlebnisse offenbar und wahrhaftig die bittere Realität waren. Thorwald hatte inzwischen wohl gefunden, was er suchte, da er mit aufgeheiterter Miene auf uns zu schlenderte.

»Ich wusste doch, dass es uns möglich ist, diese Welt ein wenig auf Eis zu legen. Hier habe ich das genaue Rezept dafür. Damit schalten wir alle Lebewesen dieser Welt für eine bestimmte Zeit einfach weg, und wenn wir mit unserer Korrektur fertig sind, dann schalten wir sie einfach wieder zu. Und ganz besonders gut an diesem Verfahren ist, dass niemand davon etwas bemerkt. Wir sind die einzigen Lebewesen auf dieser Welt, die dann noch hier sein werden.«

»Worin liegt nun aber der Haken?«, schoss es förmlich laut aus mir heraus.

Thorwald stellte sich demonstrativ vor mich und blickte mich mit seinen scharfen und klaren Augen an.

»Ja, es existiert tatsächlich ein Haken, vielmehr ein kleines Häkchen stört an dieser ganzen Geschichte. Es wird zu einem Ungleichgewicht zwischen den vielen parallelen Welten kommen, die es neben unserer eigenen gibt. In dieser Zeit, in der wir auf dieser Welt allein sein werden, besteht die Möglichkeit, dass Gegenstände und sogar Lebensformen aus anderen, parallelen Welten in diese Welt hier bei uns eindringen könnten. Dieser Fall würde alles ein wenig problematischer für uns werden lassen. Auch würde es dann schwierig sein, diese Kreaturen rechtzeitig wieder auszuschalten, bevor wir den Normalzustand für diese Welt wieder herstellen, da wohl sonst Elemente verschiedener Welten aufeinandertreffen, die einfach nicht aufeinandertreffen dürfen.«

Mira stand von ihrem Sessel auf.

»Ach das ist ja ganz toll!«, rief sie, »Also, ich weiß nun wirklich nicht, für welche Extreme ich mich jetzt entscheiden soll. Das ist hier bei euch fast wie ein richtiges Weihnachten für Leute, die

ein wenig Gott spielen wollen.« Mira ging dabei zur Tür und meinte: »Bei so viel Mist muss ich erst einmal an die Luft. Entschuldigung!«, und ging dann nach draußen.

Max ging ihr nach, da er vielleicht meinte, dass es selbst hier auf dem Bauernhof nicht ungefährlich für sie sein konnte, so einfach in der Gegend herum zu spazieren.

»Wir haben tatsächlich keine sehr große Auswahl an Möglichkeiten, aus dieser üblen Misere herauszukommen. Doch wenn die Dämme wirklich brechen, dann wird alles vernichtet werden, und das können wir einfach nicht zulassen. Jedoch denke ich, ist der Vorschlag von Thorwald, die einzige halbwegs brauchbare Chance für diese Welt, weiter zu existieren.«, meinte Jürgen, während er Patricia und mich dabei beobachtete. Thorwald nickte bestätigend und meinte: »Selbst wenn wir uns für diese etwas ungewöhnliche Methode entschließen sollten, wird es schon schwierig genug sein, den Zustand dieses befristeten Wegschaltens überhaupt umzusetzen, geschweige denn, den Plan so durchzuführen, wie wir ihn umsetzen wollen. Die Texte sind sehr alt und wahrscheinlich auch reichlich ungenau. Es ist anzunehmen, dass

sie überhaupt nicht funktionieren. Ich habe ihre Magie noch nie zuvor getestet.«

»Das hast du auch gemeint, als es um die Realisierung von mir ging.«, sagte Patricia, die ebenfalls ein Werk Thorwalds war und strich sich dabei nervös durch ihr blondes Haar. Die Tür wurde geöffnet und zwei fremde Männer, die beide noch etwas älter wirkten, als Thorwald und Jürgen, kamen herein.

»Mark, Thom, schön, dass ihr es doch noch geschafft habt, hier dabei zu sein.«, rief Jürgen und ging begrüßend auf die beiden, aber noch ziemlich rüstig wirkenden Männer zu. Beide setzten sich zu uns, und Thorwald berichtete ihnen über die Inhalte unseres bisherigen Gesprächs. Mark und Thom wurden merklich ernster und blickten sich stets unsicher um. Mark meinte: »Wo ist eigentlich dieses Mädchen? Mira, glaube ich, so heißt sie. Auch unseren alten Freund Max vermisse ich.«

»Beide sind an die frische Luft gegangen. Für Mira war es heute ein sehr schwerer Tag. Ich schlage euch vor, bevor wir uns endgültig für eine der Lösungen entscheiden, sollten wir ein paar Stunden ruhen. Auch Matze wirkt nicht mehr so richtig taufrisch.«, meinte Jürgen zu mir und lach-

te. Alle waren mit dem Vorschlag, ein wenig auszu-
ruhen, einverstanden.

Während alle damit beschäftigt waren, eine an-
ständige Mahlzeit vorzubereiten, zeigte mir Thor-
wald meine Schlafstube und endlich auch das lan-
ge ersehnte Bett. Als wir danach wieder in der
Wohnstube ankamen, waren Mira und Max von
ihrem Ausflug zurück gekehrt und wollten sich
gerade zu den anderen an den gedeckten Tisch set-
zen. Man hatte wirklich sehr viel Fleisch, Käse und
Brot aufgedeckt, und es standen mehrere grüne
Flaschen Moselwein, als auch reichlich Mineral-
wasser auf dem Tisch. Von großem Hunger getrie-
ben, fielen wir alle förmlich über dieses leckere
Abendbrot her.

Ich bemerkte erst beim Essen, dass mir wohl
niemals zuvor ein Essen so sehr gemundet hatte,
wie heute an diesem Tisch, an diesem Abend und
in der Gesellschaft dieser merkwürdigen Leute.
Oder waren sie einfach nur wahnsinnige Terroris-
ten, vielleicht eine Sekte? Der Wein schlug bald
heftig an, und Müdigkeit lähmte meine Glieder so
sehr, daß ich meine Augen kaum mehr offen zu
halten vermochte. Daher verabschiedete ich mich
kurz und eher förmlich von meinen neu erworbe-
nen Freunden, jedoch ganz besonders freundlich

von der holden Patricia. Diese Frau faszinierte mich immer mehr. Sie zog mich auf eine ganz magische Weise in ihren Bann, so dass ich einfach nicht anders konnte, als mich fast völlig wehrlos von ihren Reizen gefangen nehmen zu lassen. Es war nicht nur ihre Schönheit und eine betörende Erotik, die sie ausstrahlte, sondern da war auch etwas ganz anders, etwas sehr Bedeutungsvolles, was bei jedem ihrer Wörter und bei jedem ihrer Blicke mit schwang.

Zuerst dachte ich nur daran, dass es vielleicht der Reiz des Geheimnisvollen gewesen war, der mich betörte und faszinierte, doch ich erkannte immer deutlicher, dass es mehr war, als nur die Gier nach einer Nacht mit ihr. Vom Alkohol und der Müdigkeit beeinträchtigt, ging ich schließlich durch das bäuerliche Gehöft, zu meiner einfachen Kemenate und in das schöne, weiche Bett, das dort schon auf mich wartete. Sofort fiel ich in einen tiefen und traumlosen Schlaf.

Durch lautes Klopfen an der schweren Holztür meiner Schlafstube wurde ich sehr unsanft geweckt.

Es war bereits hell draußen geworden, und ganz vereinzelt hatten sich sogar dünne Sonnenstrahlen in meine Stube verirrt.

»Moment, ich öffne sofort!«, rief ich krächzend und streckte mich erst einmal ausgiebig, um den Schlaf aus meinen noch immer müden Gelenken zu vertreiben. Schließlich stieg ich etwas missmutig aus meinem Bett und stapfte zur Tür, um sie zu öffnen. Mein erster Blick fiel in die wunderschönen Mädchenaugen von Patricia. Für mich waren schon immer die Augen das Faszinierendste und Anziehendste bei einer Frau, so dass ich bei jedem Blick Patricias innerlich fast völlig zerfloss. So war ich mir sicher, ich war verliebt.

»Ich wollte dich nur zum Frühstück abholen.«, sagte sie mit süßer Stimme und setzte sich frech auf mein Bett.

»Okay, ich ziehe mich nur schnell an.«, gab ich zurück und suchte mir eilig meine Sachen zusammen.

»Mit Thorwald und Max habe ich gestern noch lange über unsere Situation geredet. Wir denken beide, dass Thorwalds Vorschlag wahrscheinlich wirklich unsere einzige Chance ist, aus dieser unangenehmen Angelegenheit wieder gesund und munter herauszukommen.«, erklärte sie mir und beobachtete mich sehr interessiert beim Schließen meiner Hose.

Dann stand sie auf, ging zum Fenster und sah hinaus.

»Es wäre schade, um diese eigentlich sehr nette Welt.«, meinte sie leise.

»Wenn diese Welt wirklich stirbt, so ist es die Schuld der Männer, die unten gerade ihr Frühstück zu sich nehmen, Patricia. Diese alten Männer werden dafür verantwortlich sein und nicht du, Mira oder auch ich. Diese alten Typen denken nur an sich. Sie haben Mist gebaut und meinen nun, sich auf Kosten anderer, Reinwaschen zu können.«

Dann hatte ich mich endlich fertig angezogen, ging zu Patricia an das schmutzige Fenster und legte meine Hand auf ihre schmale Schulter. Sie drehte sich um und sah mich lächelnd an. Allerdings meinte ich, in ihren Augen auch ein wenig Unsicherheit erkannt zu haben, was mich ein wenig verwirrte. Ich strich mit meiner Hand sanft durch ihr leuchtendes Haar und freute mich über das unerwartet seidige Gefühl in meinen Händen. Dabei betrachtete ich aufmerksam die feinen Züge ihres Gesichts und war wieder einmal fasziniert von ihrer weichen Haut.

Doch als ich dann, über ihre Schulter hinweg, hinunter auf den Hof sah, entdeckte ich einen maskierten, gut bewaffneten Mann, der hinter dem

kleinen, dampfenden Misthaufen bemüht war, sich etwas Schutz zu suchen.

»Sie sind da...«, flüsterte ich Patricia zu, die sich sofort vom Fenster weg drehte. Ohne weiter zu sprechen, rannten wir aus der bäuerlichen Schlafstube, den Flur entlang, bis zur Treppe, um die alten Druiden und Mira zu warnen, die wahrscheinlich noch völlig ahnungslos beim Frühstück saßen. Doch bevor wir unten ankamen, hörten wir schon das laute Zerbersten von Fensterglas und die kriegerischen Schreie zahlreicher Angreifer, die begonnen hatten, das Haus stürmten.

Patricia blieb sofort stehen, und es begann im Flur augenblicklich grell zu Blitzen. Ohne Inhalt und völlig leer fielen Patricias Kleidungsstücke in sich zusammen, während ich hilflos zusah, wie mich zwei maskierte Männer mit ihren automatischen Gewehren ins Fadenkreuz nahmen.

»Bleiben sie stehen, Mann!« rief mir einer der Männer mir zu. Der Stress in seiner Stimme war deutlich wahrzunehmen.

»Los, legen sie ihre Hände hinter den Kopf und stützen sie sich mit dem Kopf an der Wand ab!«, rief der andere, und es blieb mir keine andere Wahl, als den Aufforderungen rasch nachzukommen.

Während der eine Schütze mich sicherte, kam der andere Mann von hinten an mich heran und trat meine Beine weiter auseinander. Dann legte er mir dünne Kabelbinden an, die sich sofort schmerzhaft in meine Handgelenke schnitten. Danach warf er mich grob auf den Boden, um mir auch noch Kabelbinden um die Füße zu legen. Dabei riss ich mir ein wenig mein Bein auf und fluchte vor Schmerzen.

Nun kam der andere Mann auch wieder dazu und trat mir äußerst unsanft in meine Rippen. Nachdem ich hustend wieder Luft bekam, konnte ich hören, wie mehrere Männer sich unten sammelten. Dann bekam ich mit, wie einer sagte, dass er auch nicht wusste, wohin die anderen Zielsubjekte alle verschwunden waren. Offenbar waren die Druiden ebenfalls dieser Falle entkommen. Nach einer längeren Wartezeit spürte ich, wie der Boden unter mir zu Zittern begann. Anfangs war es nur ein leichtes Vibrieren, das sich aber recht schnell zu einem beachtlichen Beben entwickelte. Man hörte deutlich, wie das ganze Haus, mit seinen Unmengen verbaute Holz, zu Knirschen und zu Knarren begann.

»Los raus hier! Los! Los!«, schrie einer der Männer in den Flur hinein, den ich leider aus meiner

liegenden Position heraus nicht sehen konnte. Ich spürte kurz darauf, dass man mich ziemlich grob an meinem Kragen packte, um mich aufzustellen. Der Mann, der mir zuerst die Kabelbinden angelegt hatte, schnitt hektisch das Kabel an den Füßen durch und rief: »Schnell, kommen sie mit! Los, beeilen sie sich!«

Daraufhin riss er mich grob mit sich, so dass ich hilflos hinter ihm her stolperte. Inzwischen war das Beben stärker geworden, und überall fielen ganze Hausteile herunter. Es erwies sich als sehr schwierig, auf dem wackeligen Boden und zwischen den herabfallenden Trümmern, relativ unbeschadet aus dem Haus zu kommen. Doch wenige, mir endlos erscheinende Augenblicke später, standen wir vor dem Haus und spürten, dass dieses Beben, mit unserem Verlassen des Hauses, aufgehört hatte. Das war wohl wieder eines der Phänomene gewesen, die auf das Konto der verrückten Druiden ging.

Draußen erwarteten uns weitere schwer bewaffnete Männer, die sich neben zahlreichen, zivilen Kleintransportern aufhielten und konzentriert das Haus beobachteten. Auf dem nahegelegenen Feld setzte gerade ein Hubschrauber zur Landung an und verwehte wüst die Getreidereste auf dem Bo-

den. Von den Männern hatten einige bereits ihre Masken abgenommen und blickten mich nun, unangenehm düster und dreist musternd, an.

Als die Kufen des Hubschraubers den Boden berührten, sprang ein Mann ab, der sich von dem Rest des Sonderkommandos sehr unterschied. Er war mit einem dunklen Markenanzug bekleidet, der für solche Militäraktionen sicherlich nicht vorgesehen war und lief uns entgegen. Man hatte inzwischen damit begonnen, mich in die Richtung des Feldes zu zerren. Als er uns dann erreicht hatte, legte man mir richtige Handschellen an und übergab mich dem Schlipsträger, dem vom Wind die Haare wüst herum gewirbelt wurden. Der Schlipsträger war lediglich mit einem Elektroschocker bewaffnet. Doch die deutlich erkennbare Ausbeulung in seinem Jackett ließ vermuten, dass er wohl auch noch eine nicht unwesentliche Handfeuerwaffe bei sich trug.

Der Rotor des Hubschraubers beschleunigte wieder, und mir wurde der trockene Strohstaub des umliegenden Feldes in mein Gesicht und in die Augen gewirbelt. Hastig rannten wir unter den lärmenden Rotorblättern hindurch, bis zur Einstiegs Luke. Kaum saßen wir endlich im Hubschrauber, spürte ich, wie wir auch schon vom Boden abho-

ben. Der Boden begann unsicher zu schwanken. Doch gerade als ich hinunter sehen wollte, stülpte man mir von hinten einen Leinensack über den Kopf. So wurde es schwarze Nacht um mich herum. Ich konnte nichts mehr sehen.

Wir flogen mindestens eine volle Stunde, bevor wir wieder zur Landung ansetzten. Man führte mich über den Landeplatz zu einem Auto, das mit laufenden Motoren schon auf uns wartete. Immer noch mit dem Beutel auf dem Kopf, wurde ich unsanft auf die Rückbank geworfen.

Wir starteten, und die Fahrt ging in rasanten Tempo erst über eine unebene Landstraße, dann durch eine Stadt. Ich mutmaßte dieses dadurch, das wir sehr oft an Ampeln hielten und die Fahrt, durch das vermehrte Verkehrsaufkommen, deutlich stockender wurde. Es verging dann noch etwas Zeit, bis wir abwärts, wahrscheinlich in eine Art Tiefgarage, fuhren. Nach einer langen Serpentinenfahrt, wurde das Auto schließlich geparkt.

Nachdem wir ausgestiegen waren, wurde ich in einen Lift geschleppt, der uns zügig und kraftvoll einige Stockwerke nach oben zog. Man führte mich in einen leer wirkenden Raum. Ich hörte die Geräusche widerhallen, fast so, als wäre ich in einer

Kapelle gewesen. Es roch zudem intensiv nach Zigarrenqualm.

Endlich nahm man mir den stinkenden Leinensack vom Kopf. Ich fand mich vor einem Schreibtisch stehend wieder, gegenüber eines älteren Mannes, der einen staubigen, alten Anzug trug und eine rauchende Zigarre in seiner Hand hielt. Der Raum hatte kein einziges Fenster und war durch Neonröhren unangenehm hell ausgeleuchtet. Hinter mir stand der Mann vom Hubschrauber und hielt nun seine Pistole in der Hand, deren Mündung auf mich gerichtet war.

»Setzen sie sich.«, sagte der Mann am Schreibtisch trocken und wies mir einen schäbigen Holzstuhl zu.

Ich setzte mich auf den zugewiesenen Stuhl und schaute mir vorsichtig den unbehaglichen Raum an. Mir blieb keine Alternative.

»Sie waren alleine auf diesem Hof?«, fragte der Zigarrenraucher mich, ohne auch nur eine Miene zu verziehen.

»Ja, ich war vollkommen alleine.«, log ich bewusst und hörte, wie der Mann hinter mir lautstark seine Waffe durch lud und sie entsicherte.

»Das ist ja sehr interessant. Was haben sie denn da so ganz alleine gemacht, zumal ihnen dieser alte Hof noch nicht einmal gehört? Sind sie vielleicht ein Einbrecher, ein schäbiger Dieb?«, fragte er schmunzelnd weiter, und ich fühlte mich immer unwohler, weil der Mann hinter mir inzwischen den Lauf der seiner scharfen Waffe direkt in den Rücken bohrte. Immerhin musste sein Finger am Abzug nur einmal nervös zucken, um mich für immer ab zu servieren.

»Ich war nur auf der Durchreise und habe nach etwas Essbarem gesucht, bis ihre rüpelhaften Freunde über mich herfielen, als wären sie eine Meute ausgehungelter und streunender Hunde.«, antwortete ich borstig und sah zu, wie mein Gegenüber weiter genüsslich an seiner Zigarre zog und dabei den stinkenden Rauch inhalierte. Aus allen Öffnungen seines hässlichen Kopfes blies er dann den Qualm wieder hinaus, so dass sein fratzenartiges Gesicht bald nur noch hinter einer Rauchwolke zu erahnen war.

»Möchten Sie einen Kaffee? Sie werden ihn sicherlich brauchen, da wir hier wohl noch sehr lange sitzen werden. Wenn sie uns nicht die Wahrheit sagen, wird das eine sehr, sehr lange Zeit sein. Kommen sie, Matze, wer waren die Leute, mit de-

nen sie sich auf diesem Hof aufhielten?«, fragte das Fratzens Gesicht mich in einem forschenden Ton.

»Na gut, sie sind wirklich sehr überzeugend. Die Leute mit denen ich dort war, sie heißen Max und Moritz, Tom und Jerry. Wir wollten eine Selbsthilfegruppe für Fernsehgeschädigte gründen. Sind sie nun zufrieden, alter Mann?«, antwortete ich respektlos und erwartete einen unkontrollierten Wutausbruch meines Gegenübers.

Aber ich wurde enttäuscht, da das hässliche Fratzens Gesicht nur seine Zigarre im Aschenbecher ausdrückte und dem Mann hinter mir einen Wink gab. Dieser griff mir unsanft in den Kragen und zerrte mich hoch. Er brachte mich wieder in den Fahrstuhl, um meinen ziemlich geschundenen Körper in den Keller zu fahren. Im Keller angekommen, wurde ich zu einer geräumigen Zelle ohne Fenster gebracht, in die er mich unsanft hinein warf.

Krachend schloss sich die Holztür hinter mir. Die Zelle war ausgestattet mit einer alten Pritsche, einem morschen, schmutzigen Tisch, dem entsprechend aussehenden Stuhl dazu, sowie mit einer total verschmutzten Toilettenvorrichtung, in deren Schüssel die fest getrockneten Fäkalien meines Vorgängers klebten. Ich schob zuerst einmal die

Pritsche an die Wand und setzte mich angewidert auf sie. Ich fühlte mich noch immer sehr verwirrt und wurde von rasenden Kopfschmerzen geplagt. Für einen einfachen Durchschnittsmann, wie ich mich bisher eigentlich immer sah, waren die jüngsten Erlebnisse einfach etwas zu viel, und sie hinterließen bei mir natürlich solche schmerzhaften Spuren.

Die muffige Luft um mich herum, sie schnürte mir förmlich die Kehle zu und trieb mir kleine Schweißperlen auf die Stirn.

Doch für mein Wohlbefinden interessierte sich in diesem dunklen Kellerloch niemand.

Schließlich schlief ich auf der alten, vermoderten Pritsche ein.

Drittes Kapitel

Kaum war Patricia verschwunden, um Matze zu wecken, sprang Thorwald auf und schrie »Sie kommen! Verdammt, sie kommen!«

Sofort betätigte Max einen versteckten Hebel hinter dem Geschirr, das in einem klobigen Regal aufgestellt war.

Daraufhin schob sich das Regal ganz langsam, wie von Geisterhand bewegt, zur Seite. Ein dunkler Gang kam zum Vorschein, in den alle Druiden zügig verschwanden.

»Los, komm!«, rief Max zu Mira und winkte ihr zu.

Darum ließ sich Mira nicht zweimal bitten und hetzte den alten Männer nach.

Kaum war sie in dem finsternen Gang verschwunden, schloss Max den Geheimgang wieder und rannte der Gruppe rasch hinterher. Nach einigen dunklen Kurven und Windungen kamen sie zur Kanalisation, die zur Zeit leider ziemlich viel Wasser führte und dazu äußerst übel roch. Sie wa-

teten durch die stinkende Abwasserbrühe. Nur die Angst vor ihren bewaffneten Verfolgern dämpfte etwas den ständigen Brechreiz und das permanente Würgegefühl.

Nach gut einer Stunde Flucht durch die Kanalisation, standen sie vor stählernen Leiterhaken, die an der bemoosten Wand entlang, noch oben führten. Unter großen Anstrengungen kletterten sie alle der Reihe nach, die Haken hoch und kamen auf diese Weise, wieder oben an der Oberfläche an, wo die alten Druiden bereits, wohl in weiser Voraussicht, einen dunklen Mercedes geparkt hatten. Hastig stieg die inzwischen selbst übel stinkende Gruppe in das edle Gefährt und startete den Motor. Die Flucht per Auto begann.

Sie folgten nur kurz der Landstraße, bis sie auf eine Autobahn auffuhren. Dieser folgten sie in Richtung Norden. Nach der Beschilderung zu urteilen, fuhren sie nach Hamburg. Nach langer und recht zügiger Fahrt, bogen sie wieder auf eine Landstraße ab, um diese kurz darauf, erneut in einen Waldweg biegend, zu verlassen. Der Mercedes wurde wieder gut versteckt abgestellt, und alle stiegen aus.

Eine allgemeine Nervosität unter ihnen beunruhigte Mira, die immer wieder zögerte, den seltsa-

men Männern zu folgen. Die Gruppe folgte zu Fuß dem Waldweg, bis sie zu einer kleinen Lichtung kam, auf der eine kleine Blockhütte stand. Diese war wohl ursprünglich als eine Art Ferienhaus konzipiert, schien nun aber sehr vernachlässigt und fast baufällig zu sein. Thorwald schloss die Tür dieser üblen Hütte auf und betrat sie, während die anderen auf eine Reaktion von ihm warteten. Als Thorwald schließlich wieder in der Tür erschien und ihnen aufmunternd zu winkte, folgten auch die anderen Druiden und Mira seinem Beispiel und verschwanden der Reihe nach in der Hütte. Die Hütte selbst war, wie war es anders zu erwarten, nur sehr spärlich ausgestattet. Ein Tisch, vier Stühle, eine kleine Behelfsküche, zwei Betten und ein Sofa konnte man als Hauptmobiliar ausmachen.

Mira war nicht gerade begeistert. Max setzte sich zu Thorwald an den Tisch, während sich die anderen Männer in der Hütte verteilten.

»Die haben uns schneller gefunden, als wir es erwartet hatten. Wahrscheinlich wurde ein Peilsender mit eingeschleppt. Wir können nur hoffen, dass wir hier für ein paar Stunden sicher sind.«, brummte Thorwald und sah verächtlich zu Max. Wahrscheinlich gab er ihm die Schuld dafür.

»Ob sie wohl Patricia und Matze erwischt haben?«, fragte Mira leise und sah mit traurigem Blick aus dem einzigen Fenster der Hütte.

»Ich denke nicht, dass sie Patricia erwischt haben, sondern hoffe sehnlichst, dass Patricia diese Typen nicht erwischt hat.«, gab Jürgen schmunzelnd zu bedenken. Jürgen hatte es sich auf dem alten Sofa bequem gemacht und war gerade damit beschäftigt, sich den fest getrockneten Schmutz von der Hose zu kratzen.

»Dennoch meine ich, wir sollten uns nicht beirren lassen und mit der Durchführung unseres Planes beginnen. Dieser Überfall hat uns die Entscheidung wohl ohnehin abgenommen.«, sagte Max.

Thorwald nickte nur zustimmend.

»Ich werde erst einmal versuchen, alle notwendigen Mittel für das Ritual zusammen zu suchen, da unsere guten, alten Elemente Wasser, Feuer, Erde und Luft wohl nicht ausreichen dürften.«, meinte Thorwald und stand auf, um sein altes Notizbuch aus der Hosentasche zu kramen. Als er es gefunden und herausgeholt hatte, ging er zu der Küchenzeile und begann murmelnd darin zu lesen.

Da es ihm scheinbar zu dunkel war, schaltete er die kleine Lampe über der Kaffeemaschine ein. Doch das Licht der matten 25 Watt Glühbirne war sehr schwach und begann zu flackern. Das Flackern wurde immer stärker, und das Licht veränderte seine Farbe. Es wurde schlagartig hellblau und dazu immer greller. Das Glas der Glühbirne zersplitterte mit einem lauten Knall. Doch das blaue Licht begann immer heller zu strahlen, bis sich ein regelrechter Blitz aus ihm heraus löste und in den Holzfußboden einschlug.

Danach war es wieder dunkel in der Hütte. Thorwald sagte lächelnd: »Nun hat sich die Frage um Patricia wohl auch beantwortet.«

Kaum hatte er seine Worte ausgesprochen, bogen sich drei der alten Holzdielen des Bodens an den Enden nach oben, und es formte sich aus ihnen ganz langsam ein Frauenkörper. Immer deutlicher zeichneten sich die Umrisse von Patricia ab. Mira staunte mit aufgerissenen Augen über dieses magische Schauspiel, selbst dann noch, als Patricia sich schon längst neben Jürgen auf das Sofa gesetzt hatte.

»Sie haben Matze erwischt.«, sagte sie und blickte Mira dabei ernst an.

»Aber ich glaube nicht, dass sie ihm in der nächsten Zeit etwas antun. Er ist einfach viel zu wichtig für sie. Aber wir sollten dennoch schleunigst mit unserem Ritual beginnen, Thorwald.«, riet sie uns weiter und warf Thorwald lässig eine neue Glühbirne zu, die sie gleich mitgebracht hatte und bereits die ganze Zeit über, in der Hand gehalten hatte.

Thorwald benötigte fast den ganzen Tag, um die vielen ungewöhnlichen Dinge für das Ritual zusammenzusuchen, die er aber erstaunlicher Weise auch alle, im umliegenden Wald fand. Dazu gehörten unterschiedliche Baumrinden, Wurzeln, sowie alter Tierkot, seltsame Steine, Weißdorn, frische Rinde vom Faulbaum, aber auch Proben verschiedener Bodenarten. Als er endlich alles zusammengesucht hatte, warf er die gesammelten Zutaten achtlos auf den Tisch. Dann bat er uns, sogleich einen Kreis um den Tisch zu bilden.

Auch Mira stellte sich etwas scheu und ängstlich dazu und beobachtete aufmerksam, wie Thorwald einen ausgerissenen Fetzen meines Overalls auf den Tisch legte. Den hatte er sich wohl in der Nacht besorgt, während ich schlief. Das Ritual begann.

Erst befeuchtete sich Thorwald die Hände mit etwas Wasser und berührte danach die Zutaten der Reihe nach, wobei er sich ganz offensichtlich, stark konzentrierte. Die anderen Männer taten es ihm gleich und begannen ebenso, fremdartige Wörter in sich hinein zu murmeln. Mira wurde es plötzlich sehr unheimlich, da sich die einzelnen Erdproben, wie durch eine unsichtbare Hand geführt, mischten und die Baumrinden zu dampfen begannen. Thorwald sah nun zu Patricia und nickte ihr auffordernd zu. Daraufhin begann sich die machtvolle Schönheit in eine leuchtend blaue Energiemasse zu verwandeln, die sich rasch über den ganzen Tisch ausbreitete. Der Boden begann leicht zu zittern und Mira musste ihre Augen schließen, da das gleißende Licht für ihre Augen einfach viel zu hell wurde und sie richtig schmerzte. Doch bereits wenige Augenblicke später war schon alles wieder vorbei. Die Männer standen noch immer um den Tisch versammelt, auf dem sich jetzt nur noch gräuliche Asche häufte. Alle Zutaten, aber auch die blonde Patricia waren verschwunden. Verwirrt schauten sich alle gegenseitig an und Max fragte: »Hat es geklappt?«

»Ich weiß es auch nicht.«, antwortete Thorwald und setzte sich matt und erschöpft auf einen Stuhl.

Ich erwachte durch das Poltern der schweren Holztür, die einen Spalt weit geöffnet wurde. Man schob mir einen einfachen Plastikteller mit billiger Erbsensuppe aus der Dose hindurch und schloss dann wieder krachend die Tür. Über diese Mahlzeit war ich sehr erfreut, da ich durch das unbequeme Schlafen einen übel pelzigen Geschmack in meinem Mund wahrnahm, den ich mir mit der Suppe vertreiben wollte. Doch schon bald wusste ich wirklich nicht mehr, welchen Geschmack ich bevorzugen sollte, da die Erbsensuppe einfach abscheulich schmeckte.

Nachdem ich dann doch alles hinunter gewürgt hatte, begann ich mich aufmerksam in der Zelle umzusehen. Vielleicht bot sich irgendeine Möglichkeit, diesem finsternen Loch zu entfliehen, oder wenigstens meine Lage etwas zu verbessern.

Ich wurde jedoch enttäuscht. Außer maßlos viel Dreck und Schimmel, war innerhalb dieser vier, feuchten Wände nicht viel zu entdecken, und bald fand ich mich auf der Liege beim frustrierten Grübeln wieder.

Die Zeit in dem schummrigen Licht dieses Kellerlochs verging zäh und schleppend. Jedenfalls fühlte ich es so, da man mir meine billige Armbanduhr abgenommen hatte und ich nur noch

schätzen konnte, welche Tageszeit es gerade war. Ich dachte daher viel über die Geschehnisse der letzten Tage nach und versuchte mir gedanklich ein, für mich sinnvolles Bild meiner prekären Situation zu zeichnen. Nur eine kleine Spinne, die ich an der Decke über mir ausgemacht hatte und die sich zwischen dem abbröckelnden Putz einen Weg zu bahnen versuchte, lenkte mich von dieser Grübelelei ein wenig ab.

Von einem glucksenden Geräusch aus meinen Gedanken aufgeschreckt, welches aus der Richtung der Toilettenschüssel zu kommen schien, sprang ich auf, um mich vorsichtig dieser durch und durch abstoßend Einrichtung zu nähern. Das Geräusch wurde intensiver, und ich wagte angewidert einen Blick über den dunklen, mit Urinstein verklebten Schüsselrand. Doch da, ich traute meinen Augen kaum, entdeckte ich ein kleines, schwarzes Wesen mit einer Art Echsenkamm auf seinem hässlichen Köpfchen. Es hatte schwach gelbliche, sogar nahezu glühende Augen und war gerade mit offensichtlichem Genuss damit beschäftigt, sich die alten Kotreste meiner Vorgänger ab zu kratzen und schmatzend in sich hinein zu schlingen. Das Geschöpf bemerkte mich ärgerlicher Weise sogleich und tauchte nach einem hellen,

kreischenden Geschrei, im trüben Abflusswasser unter.

Erschrocken sprang ich nach hinten weg, und würgte verzweifelt. Ich musste mich beherrschen, mich nicht auf dem Kellerboden zu übergeben. Doch das gelang mir nicht. Ich schrie förmlich meinen Ekel mit dem Mageninhalt heraus. Entsetzt und noch völlig von dem Anblick geschockt, ließ ich mich auf den Rand der alten Liege nieder, um mich etwas von dem Schreck zu erholen und die Krämpfe in meinem Magen wieder in den Griff zu bekommen.

Doch noch ehe ich wieder zu etwas Sauerstoff und Ruhe gekommen war, musste ich mit ansehen, wie gleich mehrere dieser scheußlichen koprophagen Wesen hastig über den versifften Schüsselrand sprangen und sich rasch in der Zelle verteilten. Dabei kommunizierten sie wispernd und lebhaft in einer Art Sprache, die mir völlig fremd war. Es wurden immer mehr von diesen kleinen Biestern, die immer wieder am Schüsselrand auftauchten und in meine Zelle sprangen. Einige dieser Wesen machten sich sogleich über mein Erbrochenes her, das sie gierig und schmatzend vom Kellerboden aufleckten. Ihnen schien meine Erbsensuppe offenbar mehr zu munden, als mir selbst.

Doch mit einem Mal begann der Boden heftig zu beben, und ein unheimliches, nicht gerade angenehm krachendes Geräusch dröhnte durch den gesamten Keller. Unter gewaltigem Getöse durchbrach ein riesiges Maul, üppig besetzt mit gefährlich aussehenden, spitzen Zähnen, den steinernen Zellenboden. Die ekelerregende Kloschüssel wurde dabei mit brachialer Gewalt gegen die mit Schimmel besetzte Zellenwand geschleudert, an der die Keramik sogleich tosend in viele Scherben zerbrach. Das Maul drückte sich kraftvoll immer weiter durch den Boden, so dass man den Kopf einer riesigen Schlange, einer richtigen Art Hydra, erkennen konnte.

In der Zelle begann es nun furchtbar nach Verwesung zu stinken, und ich drängte mich in panischer Angst an die Wand, um nicht durch den Kopf dieses großen Monsters zerdrückt zu werden. Dabei musste ich jedoch mit ansehen, wie gleich mehrere dieser kleinen, gierigen Kreaturen in das Maul der Schlange hinein fielen und dann restlos in dem fauligen Schlund verschwanden, ohne auch nur mit einem einzigen Schluckreflex der Hydra gewürdigt zu werden.

Der Kopf von dem Ungeheuer gewann jedoch immer mehr Spielraum im Boden, und es war nur

noch eine Frage der Zeit, dass auch ich in dieses Maul hinein fallen würde. Ich hatte meine Hosen restlos voll und klammerte mich mit weit aufgerissenen Augen an einem Vorsprung der Mauer fest. Dann gab diese riesige Schlange erneut einen ohrenbetäubenden Schrei von sich, dessen schriller Klang mir das Blut in meinen Adern nahezu gefrieren ließ. Der faulige Geruch dieser Bestie ließ mich erneut würgen.

Doch plötzlich entdeckte ich, wie sich durch die Bodenritze der Zellentür eine geheimnisvoll leuchtende Flüssigkeit ergoss und sich direkt vor der Tür zu einer kleinen Pfütze sammelte. In großer Geschwindigkeit bildete sich aus dieser seltsamen Pfütze ein ungemein hübscher Frauenkörper, der mich fast die akute Gefahr vergessen ließ. Ich konnte es kaum glauben.

Es war Patricia, die sich vor meinen Augen bildete. Ihre sagenhaften Proportionen und die Art ihres Auftretens ließen einfach keinen anderen Schluss zu. Nur wenige Augenblicke dauerte es noch, bis ihr langes Haar in diesem gasartigem Todeshauch der brutalen Verwüstung zu wehen begann.

Sie blickte mich mit ihren blauen Augen an, und ich verlor für einen winzigen Augenblick mei-

ne gesamte Furcht vor dem Riesenmaul, das inzwischen immer wieder nach mir schnappte und gier- te. Ich sah jetzt nur noch meine Patricia vor mir. Diese Frau war für mich ein Wirklichkeit geworde- ner Traum. Sie drehte sich jedoch sogleich um, und von ihrem Körper ging wieder dieses helle Strah- len aus, so dass die ganze Zelle hell ausgeleuchtet wurde.

Für einen kleinen Augenblick schien die Schlan- ge irritiert zu sein und stellte ihre gesamten Aktivi- täten ein. Dabei starrte die Bestie sichtlich verwirrt auf Patricia. Diese nutzte diesen wahrhaft golde- nen Augenblick der Verwirrung gut und schleu- derte einen gleißend grellen Lichtball gegen diese schreckliche Wesenheit in den Kampf.

Dieser Energieball verwandelte sich in der Luft zu einem riesigen Greifvogel, der ohne auch nur einen Augenblick zu zögern, seine scharfen Fänge in den Kopf des Wesens bohrte. Mit einem lauten, fauchenden Geräusch schleuderte die vermeintli- che Hydra ihren dämonischen Schlangenkopf her- um, so kraftvoll, dass der immens große Vogel ge- gen die Zellenwand geschleudert wurde. Dabei riss er jedoch der Hydra große, blutig aussehende Fleischstücke aus dem Schlangenkörper, die nun an den scharfen Vogelkrallen klebten. Der Greifvo-

gel war nur kurz irritiert und griff sogleich erneut an und stürzte sich erneut furchtlos auf den geifernden Kopf der Hydra, um seinen mächtigen Hakenschnabel, wie einen Dolch, in eines der feisten Augen der Bestie zu stoßen.

Schmerzerfüllt fauchte die mächtige Wasserschlange auf und versuchte verzweifelt ihren gefiederten Peiniger abzuschütteln.

Der Vogel jedoch, er war nun auf diese Gegenwehr vorbereitet und krallte sich fest in das zähe Fleisch der inzwischen entstellten Fratze der Unterwelt. Er hackte nun immer wieder wild auf das Auge ein und riss sich dabei einzelne Stücke heraus, um sie gierig hinunter zu schlucken.

Patricia unterdessen, sie entsandte nun einen neuen magischen Lichtball, der sich umgehend in eine Art große Wasserratte, also ein Nutria erstaunlichen Ausmaßes, verwandelte. Diese Ratte verbiss sich gleich ebenso in den Schlangenkörper, wie es der Vogel bereits tat. Immer wieder schlug dieser fiese Nager seine messerscharfen und erstaunlich langen Schneidezähne in die große Schlange, die verzweifelt und sich stark windend versuchte, ihre überaus flinken Angreifer abzuschütteln. Dann aber ganz plötzlich, da kippte sie

vorne über und bekam die Wasserratte mit ihren spitzen Giftzähnen zu fassen.

Augenblicklich zerteilten ihre geübten und kraftvollen Kiefer den Körper der riesigen Ratte, die sich daraufhin sofort wieder in einen Lichtball verwandelte, dessen enorme Hitze das stinkende Maul der Schlange unverzüglich gnadenlos verschmorte. Rauch stieg auf, und es stank nach verbranntem Fleisch.

Mit einem gewaltigen Getöse explodierte der malträtierte Kopf dieses Ungetüms, und die tiefenden Fleischfetzen klatschten derbe an die feuchten Zellenwände. Der leblos gewordene Körper der Schlange sank kraftlos in das Bodenloch zurück, und der Adler flog wieder zurück zu Patricia, die ihren zierlichen Frauenarm empfangend ausstreckte.

»Matze! Matze, wir müssen schleunigst von hier verschwinden. Die Hydra wird sicherlich bald mit einem neuen und wahrscheinlich gefährlicheren Kopf auftauchen!«, rief Patricia mir zu und schleuderte einen hauchdünnen Lichtblitz gegen die schwere Zellentür, die durch diesen, mit einem lauten Krachen, in viele kleine Teile zerfetzte.

Ich ließ mich dazu nicht zweimal auffordern und rannte Patricia sofort und ohne auch nur eine

Sekunde zu zögern hinterher. Sie hatte sich bereits auf den Weg nach draußen gemacht. Hinter mir vernahm ich unterdessen, wie diese mächtige Bestie erneut unter enormen Getöse versuchte, aus dem zerstörten Zellenboden auszubrechen und war doch sehr froh, ihr nun entfliehen zu können. Eine weitere Begegnung wollte ich unbedingt vermeiden.

Im Flur nahmen wir nicht den Aufzug, sondern rannten die Fluchttreppen hinauf und standen bald in der vollkommen menschenleeren Empfangshalle des großen Gebäudes. Die Halle verließen wir sogleich durch eine Glastür und rannten die lange Straße hinunter.

Keine Menschenseele war auch hier zu entdecken. Keine Verfolger hetzten uns nach. Alles schien seltsam ruhig. Mitten auf den Straßen standen einige Autos, in denen jedoch kein Fahrer saß. Auch hörte man keinerlei Verkehrslärm, und kein Auto fuhr auf der Straße. Kein Hupen nervöser Autofahrer und kein Quietschen der Reifen war zu hören. Die Bürgersteige zeigten sich menschenleer, und die Geschäfte standen offen, ohne das auch nur ein Mensch zu sehen war. Alles war völlig verlassen. Auch konnte man nicht eine einzige Taube entdecken, oder etwa einen Vogel am Himmel. Da-

bei waren Tauben in den Städten eine regelrechte Plage geworden. Es war totenstill, und nur den Wind konnte man durch die leeren Straßen rauschen hören.

Wir rannten nun nicht mehr, und ich bat Patricia, auf mich zu warten, da ich von ihr wenigstens ein ganz klein wenig Erklärung für diese ganzen kuriosen Vorfälle erwartete. Sie musste doch bemerkt haben, was ich für sie empfand. Daher verstand ich es einfach nicht, dass sie mich völlig im Dunkeln ließ.

Doch Patricia schwieg beharrlich und setzte sich in einen leeren Bus, der mitten auf der Straße abgestellt war. Ich setzte mich direkt neben sie und sah die junge Frau immer wieder erwartungsvoll an.

»Matze, wie du selbst siehst, scheint unser Plan funktioniert zu haben. Es gibt keine lebendige Seele mehr, außer uns, auf dieser trostlosen Welt. Das Einzige was wir jetzt noch tun können ist, zu warten, bis die Druiden die gefährlichen Löcher gestopft haben und damit versuchen, den Schaden für das Sein zu begrenzen.«, sagte sie und lächelte mich dabei ein wenig an.

Ich mochte dieses Lächeln von ihr sehr und erkannte bei jedem neuen Lächeln neue Eigenschaften, die mich nur noch mehr reizten.

»Wenn wir wirklich allein sein sollten, so wie du es sagst, dann frage ich mich allerdings, was dieses Monster eben im Keller war?«, entgegnete ich und ließ verspielt einige Strähnen ihrer blonden Haare durch meine Finger gleiten.

»Das sind wohl die befürchteten Nebenwirkungen unserer Mission, vor denen uns Thorwald gewarnt hatte. Gegenstände und Wesen anderer, paralleler Welten können sich hier nun ausbreiten und natürlich auch beträchtlichen Schaden anrichten. Du hast es ja eben selbst gesehen. Es ist zwischen den Welten, durch den massiven Eingriff der Druiden, eine Art Vakuum entstanden. In diese Leere werden immer wieder Wesenheiten oder Objekte anderer Welten hinein gezogen. So ganz sicher dürfen wir uns also hier nicht fühlen, Matze.«, warnte Patricia mich und ergriff meine Hand, nur um sie ein wenig sanft zu streicheln.

Offenbar wollte sie mich damit beruhigen.

Wir beide wussten bereits nur zu gut, dass zwischen uns mehr zu entstehen begann, als wir es damals an der Raststätte auch nur annähernd ahnen konnten. Ihre weiblichen Berührungen lösten bei

mir eine angenehme innere Wärme aus, die sich auf meinen ganzen Körper ausbreitete. Diese Frau, dieses sagenhafte und dennoch so mächtige Wesen, sie faszinierte mich enorm. Nein, mir wurde zunehmend bewusst, dass ich für Patricia viel mehr empfand, als nur einfache Zuneigung. Ich spürte eine junge Liebe in mir keimen und genoss jeden Augenblick ihrer Gegenwart. Sie nahm meine Hand nun ein wenig fester und zog mich aus dem Bus heraus.

»Wir müssen versuchen, die anderen zu finden. Sie werden mich brauchen, und ich kann dich hier unmöglich alleine zurücklassen. Es ist viel zu gefährlich, hier alleine herumzuirren.«, sagte sie, während wir fast gemütlich durch die menschenleeren und unnatürlich wirkenden Straßen schlenderten.

Wir kamen an einem Imbissstand vorbei, aus dem schwarze Rauchwolken aufstiegen. Ohne irgendeine Aufsicht durch einen Menschen, verkohlte hier natürlich jegliches Bratgut. Es war daher zu vermuten, dass weltweit inzwischen viele große Brände entstehen dürften, wenn wir nicht rasch wieder den ursprünglichen Zustand herstellten.

Mit zusammengekniffenen Augen rannte ich in den verrauchten Verkaufsraum. Dann zwängte ich

mich hinter den Herd. Der Rauch brannte in meinen Augen. Ich kämpfte mich zu den verkohlten Bratwürsten, die unglaublich stark qualmten und daher wohl auch die Auslöser dieser ganzen Rauchentwicklung waren. Es stank erbärmlich, und ich schaltete den Herd aus, um dann sogleich wieder zu Patricia zu eilen, die dort auf mich wartete.

Ich war schließlich froh, als ich hustend wieder vor ihr stand und hoffte, dass alte Haus nun gerettet zu haben.

Patricia jedoch, sie schüttelte nur den Kopf und machte mir klar, dass wir uns jetzt nur noch mehr beeilen mussten.

Nach einiger Zeit trister Wanderei durch menschenleere Straßen, sahen wir nun gleich mehrere dunkle Rauchsäulen in den Himmel aufsteigen und ahnten, dass dort bereits große Brände wühten. Etwas tröstlich war bei dieser Entdeckung nur, dass offenbar keine Menschenleben in Gefahr sein konnten. Alle Menschen waren und blieben verschwunden.

Vom Wind getrieben, wurden Papierfetzen auf den leeren Straßen umher gewirbelt, und vereinzelt konnte man Weißblechdosen klappern hören. Patricia wollte so schnell, wie es nur irgendwie möglich war, die Stadt verlassen. Es schien ihr ein-

fach viel zu gefährlich zu sein. Da wir, um zu den Druiden zu gelangen, ohnehin hier weg mussten, folgte ich ihr, ohne mich über das Tempo zu beschweren. Ich wusste nur zu gut, dass sie nur wegen mir diese beschwerliche Form der Fortbewegung gewählt hatte. Sie hätte sich selbst ebenso gut mittels ihrer seltsamen Magie zu den Druiden bringen können. Aber sie blieb, nur um mir zu helfen und mich zu beschützen.

Wir setzten uns in eines der vielen Autos, die mitten auf der Straße standen und fanden auch gleich den Zündschlüssel, da der Wagen offenbar unerwartet und plötzlich verlassen wurde. Zügig fuhren wir durch die Straßen und achteten natürlich nicht mehr auf die Verkehrsregeln. Es gab schließlich keinen Verkehr mehr, auf den wir achten mussten und den es zu regeln gab.

Überall konnte man nun kleinere Brände entdecken, die sich schnell ausbreiteten. Vereinzelt hatten die herrenlos gewordenen Autos und Lastkraftwagen, heftige Unfälle und Schäden verursacht. Auch fuhren wir an einem großen Feuer vorbei, das durch einen abgestürzten Helikopter verursacht worden war, dessen langen Rotorblätter in den rauchenden Trümmern noch deutlich zu erkennen waren.

Aus einigen Häusern strömte Wasser, das sich in den Rinnsteinen der Straßen zu regelrechten Seen sammelte. Es war nur noch eine Frage der Zeit, dass auch die Energieversorgung, die wohl nur noch über eine Automatik zu laufen schien, versagte. In einzelnen Stadtteilen schien genau das auch schon eingetreten zu sein, da hier nicht einmal mehr die Ampelanlagen funktionierten. Vereinzelt lagen Fahrräder und andere Hindernisse auf der Straße, dass ein zügiges Vorankommen immer schwieriger wurde. Auf den Fußgängerüberwegen lagen meist Unmengen an Taschen und Tüten herum, und Straßenkreuzungen wurden oft von menschenleeren Bussen und Straßenbahnen hoffnungslos verstopft.

Gerade als wir eine der großen Kreuzungen überqueren wollten, entdeckten wir eine kleine Gruppe merkwürdiger Kreaturen, die offenbar gerade dabei war, einen großen Blumenladen zu plündern.

Diese Wesen waren gedrungen, aber durchaus humanoid, hatten einen großen, schnautzenartigen Mund, der mit einer doppelten Zahnreihe kleiner, spitzer Zähne ausgestattet war. Sie glotzten aus kleinen, völlig verkrusteten Augen in eine Welt, die sie offenbar nicht kannten. Dabei erschienen sie

vollkommen haarlos und nackt, sahen jedoch ansonsten sehr drahtig und trainiert aus. Es waren weibliche und männliche Wesen darunter, und auf der Straße warteten kleinere Versionen dieser Wesen, wohl ihre Nachkommen.

Eines dieser jungen Geschöpfe auf der Straße bemerkte uns und begann unangenehm schrill zu schreien, worauf mehrere der ausgewachsenen Kreaturen mit weit aufgerissener Schnauze auf uns zu rannten. Patricia zeigte nicht den kleinsten Willen zu bremsen, sondern beschleunigte unseren Wagen sogar noch, um an diesen hässlichen Gestalten vorbei zu kommen.

Diese stürzten sich aber nahezu furchtlos und polternd gegen unseren Wagen und wurden unter lautem Krachen auf den Boden geworfen. Dann ging ein Rucken durch das ganze Auto, das uns beiden bewusst werden ließ, dass wir wohl eines der Wesen überfahren hatten.

Die Windschutzscheibe zersplitterte, als ein weiterer Glatzkopf versuchte, auf die Kühlerhaube zu springen. Natürlich wurde er ebenfalls durch die Wucht des Wagens herunter geschleudert. Dabei wurde ihm offenbar einer seiner Mittelfinger abgerissen, der mir zuckend in den Schoß gefallen war. Angewidert nahm ich den blutigen Finger

und schleuderte ihn durch das zersplitterte Fenster. Bald hatten wir glücklicherweise die Straßenkreuzung hinter uns gelassen und fuhren in eine Seitenstraße, um uns dort von unserem Schreck zu erholen. Wir stiegen aus und klopfen uns die vielen, kleinen Scherben des Verbundglases ab, an denen ich mir wieder zahlreiche kleine Schnittwunden zugezogen hatte. In der Ferne konnten wir eine Menge merkwürdiger, grunzender Schreie hören, die wahrscheinlich von diesen Glatzköpfen aus gingen.

»Wir müssen uns ein anderes Auto nehmen. Vorne auf der Hauptstraße, dort standen doch reichlich davon herum.«, meinte Patricia, die sich von den Ereignissen recht unbeeindruckt zeigte. Schon machte sich auch schon auf den Weg, ihre Idee in die Tat umzusetzen.

Vorsichtig tasteten wir uns der Hauptstraße entgegen, bis Patricia plötzlich stehen blieb. Sie deutete mir energisch an, möglichst leise zu sein und zeigte mit dem Finger auf eine kleine Häusernische in der zwei von diesen grässlichen, nackten Schnautzenwesen standen. Sie waren offenbar gerade damit beschäftigt, auf ihre Weise wilden Sex zu haben, den sie ganz nach Hundeart vollzogen. Ein breites Grinsen konnte ich mir bei dem An-

blick nicht verkneifen, hielt mich jedoch an die Anweisung von Patricia und blieb dabei ruhig. Ich dachte sogleich über den abgetrennten Finger nach, und dieser Gedanke war es dann schließlich auch, der mir half, ernst zu bleiben.

Wir schlichen vorsichtig zu einem Ford, in den wir eiligst einstiegen. Das seltsame Paar hatte uns glücklicherweise noch immer nicht bemerkt. Patricia und ich waren sichtlich erfreut, als auch in diesem unbeschädigten Fahrzeug der Zündschlüssel noch im Schloss steckte. Patricia startete sogleich den Wagen und fuhr rasant an.

Die beiden Sex gierigen Glatzköpfe erschranken mächtig und stürzten vor lauter Schreck auf die Seite. Nun musste auch Patricia lachen und kurbelte lässig ihr Seitenfenster herunter. Man konnte in dem Wagen deutlich riechen, dass wir in einem Raucherauto saßen, eine kleine Theorie, die durch den gelben Himmel und den vollen Aschenbecher im Wagen gestützt wurde. So zügig, wie es uns bei dieser Straßenlage möglich war, fuhren wir bis zur Stadtgrenze, die wir dann auch nach ganzen zwei anstrengenden Stunden erreichten. Patricia ließ ihren Plan, die Autobahn zu benutzen, rasch wieder fallen, da es vollkommen unmöglich war, den Zubringer zu befahren. Er war durch liegengebliebe-

ne Autos und Lastkraftwagen völlig verstopft. Also setzten wir unseren Schlängelkurs auf der schmalen Landstraße fort und verließen auf diese Weise auch endlich die tote Stadt.

Im Rückspiegel konnte ich gewaltige Rauchsäulen über der Stadt aufsteigen sehen und hoffte sehr, dass dieser böse Albtraum bald enden und ich in meinem Bett zu Hause erwachen würde.

Kurz nach dem Verlassen der Stadt kramte Patricia eine alte Militärpistole aus ihrer Windjacke und hielt sie mir anbietend entgegen.

»Hier, ich könnte mir denken, dass du sie vielleicht noch brauchen wirst. Jedoch habe ich nur diese eine Ladung Munition für dich, also gerade einmal sechs Schuss. Du musst also sehr sparsam sein. Vielleicht sollten wir zuerst einmal Ausschau nach weiterer und vor allem auch besserer Bewaffnung halten.«, sagte sie und konzentrierte sich dabei auf das anstrengende Fahren. Wir mussten immer wieder einigen verlassenen Autos ausweichen, die einfach mitten auf der Fahrbahn herumstanden.

»Weißt du denn überhaupt, wo wir den Druidenzirkel finden werden?«, fragte ich sie und legte die Waffe griffbereit zur Seite.

»Ich denke, es wäre ratsam, erst einmal zu jener Stelle zu fahren, an der wir dieses Ritual abgehalten haben. Von dort aus sind sie nach Norden gefahren. Nach den Berichten von Thorwald, liegt der Treffpunkt etwa 200 Kilometer nördlich von dem Ritualplatz entfernt, ebenfalls in einem Wald, auch wieder in so einer Art Ferienhaus. Dieses Haus muss an einem kleinen See liegen, an dessen Ufer sich ein stillgelegter Campingplatz befindet. Mehr weiß ich leider auch nicht. Ich hoffe aber, du kannst gut Landkarten lesen, Matzelein.«, spöttelte Patricia ein wenig herum und schmunzelte.

Unsere Fahrt wurde dann langsamer, da auf der Straße vor uns ein Milchtankwagen umgekippt war und sich durch die ausgelaufene Milch, ein riesiger Milchsee gebildet hatte. Langsam fuhren wir an der Unfallstelle vorbei und waren gerade auf der Höhe des verunglückten Tankwagens, als wir einen hellen Lichtball auf der Weide entdeckten, der mit einer irrsinnigen Geschwindigkeit auf uns zu flog. Kurz vor unserem Fahrzeug blieb der unheimliche Lichtball ruckartig in der Luft stehen und begann dort heftig zu zittern. Es sah fast so aus, als sei er aufgeregt. Er hatte die Maße einer Bowling-Kugel und verursachte ein leises, surrendes Geräusch, das sich seltsam beruhigend auf mich auswirkte.

»Es scheint harmlos zu sein.«, sagte Patricia nach einer kurzen Weile erwartungsvollen Ausharrens und streckte vorsichtig ihre Hand nach der Kugel aus. Die Kugel zeigte keinerlei Reaktion und erst, als Patricia sie tatsächlich vorsichtig berührte, wich sie der Hand ein wenig aus.

»Sie ist weder extrem heiß, noch erwähnenswert kalt.«, sagte Patricia und nahm ihre Hand wieder zurück.

»Ich meine, wir sollten vorsichtig weiterfahren. Mal sehen, was das Ding unternimmt.«, gab ich zurück, und Patricia fuhr daraufhin erst einmal ganz langsam an. Im kleinen Kosmetikspiegel meiner Sonnenblende konnte ich beobachten, wie diese leuchtende Kugel, uns in einem immer gleich bleibenden Abstand folgte. Auch Patricia bemerkte es und beschleunigte das Fahrzeug dann so sehr, wie es ihr bei dieser Straßenlage möglich war. Die Kugel folgte uns jedoch problemlos weiter, und auch ihr Abstand zu uns blieb gleich. Ohne uns aufwendig um unseren neuen Begleiter zu kümmern, setzten wir unsere Fahrt zunächst einfach fort, da die Zeit drängte und die Kugel nicht sehr bedrohlich auf uns wirkte.

Wir kamen jedoch nur mäßig voran. Patricia hatte in der Zwischenzeit ihr Seitenfenster hoch

gekurbelt, da es auch noch angefangen hatte, zu regnen. Ich hatte das Gebläse eingeschaltet und die Heizung etwas hoch gedreht, so dass sich nun eine angenehme Wärme ausbreitete.

»Der Regen ist gut gegen diese vielen Brände.«, meinte ich nachdenklich, und Patricia nickte nur leicht, während sie wieder einmal in den Spiegel sah. Das tat sie oft, um festzustellen, was unsere *Verfolgerkugel* so trieb und ob sie uns noch immer folgte. Sie war noch immer ein wenig misstrauisch. Seit fast einer Stunde fuhren wir nun mit dieser leuchtenden Begleitung und waren in der Zwischenzeit beide ziemlich überzeugt davon, dass dieses Phänomen uns gegenüber nicht feindselig war. Immerhin hätte es uns schon längst angreifen und attackieren können. Patricia unterbreitete dann den Vorschlag, dass wir ihm doch einen Namen geben sollte. Das war wieder einmal so typisch Frau. Frauen wollen immer gleich allem einen Namen geben.

»Wir sollten es einfach Milk nennen, da wir seine Bekanntschaft schließlich an diesem Milchsee gemacht hatten.«, schlug Patricia vor.

Ich stimmte mürrisch zu und beobachtete die mysteriöse Kugel, die nun einen Namen hatte. Während Milk uns weiter folgte, begann es lang-

sam dunkel zu werden. Wir machten uns langsam ernsthaft Gedanken darüber, wo wir die Nacht zu bringen sollten. Milk sah in der Dämmerung beinahe so aus, wie ein kleiner Vollmond und hatte in der Zwischenzeit ein paar Runden um unser Auto gedreht. Zuerst dachten wir, er würde uns doch noch angreifen, und ich hatte schon ganz nervös meine Waffe hervorgeholt. Aber dann stellten wir fest, dass es sich wohl mehr um eine Art von Ausgelassenheit bei dieser seltsamen Kugel handelte, eben um unseren Wagen zu kreisen. Ihm war es scheinbar zu langweilig, immer nur hinter uns her zu fliegen. Aber warum flog er denn nicht einfach weg? Was wollte er nur von uns?

Diese Fragen stellten wir uns immer wieder und hofften insgeheim, bald eine Antwort darauf zu bekommen.

Der Regen ließ nach einer Weile wieder etwas nach, und vereinzelt rissen die Wolken am Himmel auf, hinter denen man das blasse Rot der untergehenden Sonne deutlich erkennen konnte. Gerade als wir uns einer langgezogenen Waldgrenze näherten, hörten wir einen ohrenbetäubenden Knall, und unser Wagen geriet kräftig ins Schleudern. Nur mit großer Mühe konnte Patricia das Fahrzeug wieder in ihre Gewalt bringen. Wir hiel-

ten an dem Seitenstreifen an und stiegen aus, um nachzusehen was geschehen war. Der linke Vorderreifen war geplatzt und hing nur noch in Fetzen herunter.

»So ein Mist! Ich hoffe, wir haben einen Reservereifen hinten im Kofferraum, da wir sonst ziemlich schlecht in dieser Einöde aussehen.«, fluchte ich und wurde mir erst jetzt bewusst, dass wir durch das Platzen des Reifens unseren Begleiter Milk völlig vergessen hatten.

Milk jedoch, der schwebte wieder zitternd über unserem Auto. Plötzlich hörten wir dann den lauten Ruf eines Jagdhorns und erkannten trotz der Dämmerung, dass sich mindestens zwei Dutzend riesenhafte und massig wirkende Gestalten aus dem Wald, direkt auf uns zu bewegten.

»Patricia schau!«, rief ich und zeigte in die Richtung, aus der sich diese Gestalten näherten. Dann griff ich rasch in den Wagen, um meine Pistole zu holen. In diesem Augenblick schossen unsere Angreifer rote, pfeilförmige Lichtblitze in unsere Richtung. Diese schlugen in Folge hart in unser Auto ein und rissen in das Blech riesige Löcher. Augenblicklich setzte sich unser leuchtender Begleiter in Bewegung und raste mit einem enormen Tempo, direkt vor unserem Wagen, in den Erdbö-

den hinein und verschwand völlig in einem kleinen Krater.

Wenige Augenblicke später preschte Milk direkt vor unseren Angreifern wieder aus dem Boden. Dabei flogen Unmengen an Gras und Erde mit einem krachenden Geräusch gut zwei Meter weit durch die Luft. Für einen kleinen Augenblick hielten die unbekannten Angreifer erschrocken inne, so überrascht waren sie von der Gegenwehr. Milk nutzte die Zeit, um sich in einen Lichtstab, oder vielmehr eine Art Lichtbogen, zu verwandeln, der nun auf die Angreifer zu raste. Mit einer erschreckenden Brutalität zerfetzte dieser energiegeladene Lichtbogen, die zwei Meter großen Hünen mühelos. Dabei schnitt der gleißende Lichtstab durch die massigen Körper, wie ein warmes Messer durch weiche Butter und hinterließ nur blutende Leihenteile, die noch ein wenig vor sich hin qualmten. Dieses alles geschah mit einer enormen und für unsere Augen kaum wahrnehmbaren Geschwindigkeit, so dass die Hälfte der Angreifer in nur wenigen Augenblicken wimmernd und sterbend auf dem Boden kauerten. Vereinzelt konnte man dann noch ausmachen, dass einige der Angreifer scheinbar den Rückzug antraten. Doch diese Einschätzung sollte sich schon bald, als ein Irrtum heraus stellen, da diese Krieger nur weiteren,

kampfkraftigen Nachschub aus dem dichten Wald befehlen.

Aus dem Unterholz brachen schließlich unzählige dieser großen Hünen heraus, die teilweise auf Nashorn ähnlichen Kreaturen ritten und nun stampfend auf uns zu kamen. Auch hinter uns war es plötzlich lebendig geworden, und ich wurde von einem roten Lichtpfeil getroffen, dessen große Wucht mich spielend auf die Straße warf und dabei eine üble Wunde hinterließ. Auch hatte ich mir durch die Wucht des Aufpralls wohl einige Rippen gebrochen, was ziemlich schmerzte.

Patricia allerdings, sie hatte sich in der Zwischenzeit auch verändert. Sie hatte eine bläuliche Aura um sich herum gebildet, die inzwischen grell leuchtete. In diesem Augenblick traf sie genau so ein Lichtpfeil, wie er mich zuvor getroffen hatte. Dieser jedoch, wurde einfach von ihrer bläulichen Aura geschluckt, und Patricia ließ sich ihren Treffer nicht einmal anmerken. In der Ferne konnte ich die lauten Schmerzensschreie der massigen Reittiere hören, die wahrscheinlich in der Zwischenzeit durch unseren Begleiter Milk übel zugerichtet wurden.

Immer noch stand Patricia neben mir. Sie hatte ihre beiden zierlichen Arme in die Luft gehoben,

und ich konnte einen dumpfes Grollen über mir im Himmel hören, das langsam immer lauter wurde und dabei schnell näher kam. In der Ferne erkannte ich in der Dämmerung einen mächtigen Schatten auf uns zu fliegen, dessen Ausmaße ich nur schwer schätzen konnte. Es bereitete mir zunehmend Mühe, mich wegen meiner Schmerzen zu konzentrieren.

Beim Näherkommen erkannte ich jedoch, dass es sich wohl um ein gewaltiges Drachenwesen handelte, dessen enorme Flügelspannweite ich auf gut einhundert Meter schätzte. Dieses ungemein majestätisch anmutende Geschöpf, das ich selbst nur aus Märchen und Sagen kannte, verringerte rasch seine Höhe und setzte zur Landung an. Die kriegerischen Wesen schleuderten sofort ihre Lichtspeere gegen die neue Bedrohung, welche allerdings den Drachen nicht beeindruckten. Als seine großen, Klauen artigen Füße auf den Asphalt der Straße setzten, begruben sie mindestens zehn unserer Angreifer, zusammen mit ihren Reittieren, unter sich.

Die kriegerischen Massen, die nun die ganze Lichtung ausfüllten, kreisten uns und den Drachen allmählich ein. Ich schätzte die Zahl dieser kriegerischen Kreaturen auf mindestens Eintausend und

wollte zudem wirklich nicht wissen, wie viele von denen noch in dem Wald auf ihren Angriffsbefehl warteten.

Der Drache riss mit einem fürchterlichen Gebrüll seinen riesigen Schlund auf und biß immer wieder unkontrolliert in die Menge hinein, um damit mindestens jeweils zwanzig dieser Kreaturen zu verschlingen. Dabei riss er seinen riesigen Kopf immer wieder weit in die Höhe, um die Angreifer, die noch halb zwischen seinen Lefzen herunter hingen und dabei in Todesangst schrien, besser in seinen Schlund werfen zu können.

Mutig, aber dennoch völlig erfolglos, schleuderten die fremdartigen Angreifer dem Drachen unzählige dieser rote Speere entgegen, die jedoch alle völlig wirkungslos von der schuppigen Drachenhaut absorbiert wurden. Zudem wurden bei jeder Bewegung des Drachen weitere Angreifer gnadenlos von den gewaltigen Klauen zerquetscht. Es war nur eine Frage der Zeit, bis die angreifenden Krieger einfach erkennen mussten, dass der Kampf gegen dieses unheimliche Monster jeder Hinsicht nach, aussichtslos und nicht zu gewinnen war.

Aber wieder einmal sollte ich mich täuschen. Denn nachdem schon hunderte dieser Kreaturen verschlungen oder zerquetscht worden waren, öff-

nete sich die Masse der kämpfenden Leiber zu einem kleinen Korridor, durch den ein kleines, knobiges, aber menschenähnliches Wesen auf den Drachen zu schlenderte. Fast schon lässig und völlig unbeeindruckt stieg dieses Greisen artige Männchen immer wieder über die vielen toten Krieger hinweg und stützte sich dabei auf seinen langen Stock, den er bei sich trug.

Erst bemerkte unser Drache diese schwächlich wirkende Gestalt überhaupt nicht, sondern war immer noch zu sehr damit beschäftigt, seinen Hunger mit den angreifenden Kriegern zu stillen. Doch das tat er allerdings nur noch bis zu jenem Augenblick, in dem der Zwerg einen seltsamen, ungewohnt klingenden Schrei ausstieß, der tatsächlich so kräftig war, daß er den gesamten Lärm der Schlacht zu überdecken schien. Die Erde begann wieder einmal zu beben, und es öffnete sich unter dem gewaltigen Drachen eine riesige Erdspalte. Der Drache reagierte reflexartig. Durch das Bewegen seiner Flügel, wollte er sofort in die Luft aufsteigen, war aber schon einige Meter in die Leere der Erdspalte hinab gefallen, so dass er seine riesigen Flügel nicht mehr voll ausbreiten konnte. Zusammen mit vielen Kriegern, die sich nur zufällig in der Nähe des Drachen aufhielten, stürzte das Ungetüm unter lautem Brüllen in die Tiefe.

Einige von den Kriegern hielten sich verzweifelt an den schroffen Felswänden fest, um nicht mit hinab gerissen zu werden und erhofften sich eine Rettung durch ihre Kampfgefährten. Doch nach einem weiteren und ebenso lauten Schrei des Zwerges, begann sich der Riss im Boden allmählich wieder zu schließen, und die verunglückten Krieger wurden, zusammen mit dem gefangenen Drachen, von der Erde zerquetscht.

In dem Augenblick, in dem Patricia erneut ihre beiden zierlichen Arme heben wollte, wahrscheinlich um uns irgendwie wieder zu helfen, schoss dieser erstaunliche Zwerg mit einer unglaublichen Geschwindigkeit auf sie zu und schleuderte dabei, einen weißen Lichtblitz in ihre Richtung, der sie gezielt traf und sie, trotz ihrer blauen Schutzblase, ziemlich brutal auf den Boden schleuderte.

Das grelle Licht schloss ihren schönen Körper sofort vollkommen ein und schien sie völlig zu lähmen. Verzweifelt blickte sie zu mir und schien mir etwas zurufen zu wollen. Doch kein Ton von ihr kam bei mir an. Deutlich konnte ich durch das gleißende Licht ihre große Anstrengung erkennen und sah in ihren Augen plötzlich eine glühende und bei ihr noch niemals so deutlich wahrgenommene Panik. Der knochige Zwerg jedoch, der kam

wackeligen Schrittes auf mich zu und wollte gerade seine runzelige Hand nach mir ausstrecken, als ich unseren Begleiter Milk auf ihn zuschießen sah. Der Zwerg bemerkte jedoch meinen Blick und drehte sich reflexartig um. Dann fing er Milk, der noch immer als leuchtender Kampfstab in der Luft herum schwirrte, mühelos mit seinen kleinen, knöchigen Händen auf.

Prüfend betrachtete er Milk, der sich heftig zu wehren begann und nahm ihn schließlich in seine beiden Hände. Er versuchte ihn über seinem Kopf zu zerbrechen und ich sah, wie sich Milk unter dem enormen Druck des Zwerges zu verbiegen begann. Milk stieß dabei immer wieder laute und ganz schrille Schreie aus, und ich ahnte, es würde nicht mehr sehr lange dauern, bis er unter der gewaltigen Kraft des Zwerges zerbrach und vor meinen Augen starb.

Doch es geschah etwas ganz anderes, denn vor meine Augen verwandelte sich Milk plötzlich in einen jungen Mann mit hellblonden Haaren, der unter der erbarmungslosen Hand des Zwerges, schreckliche Qualen auszustehen schien. Plötzlich schleuderte der Zwerg den jungen Mann direkt vor meine Füße, wo er zu liegen kam und sich vor Schmerzen wand. Dann spürte ich nur noch einen

dumpfen Schlag auf meinem Hinterkopf, und es wurde dunkel um mich herum.

Ich erwachte auf der Erde liegend, in einem Zelt, und meine Arme und Beine waren fest verschnürt. In der Mitte des Zeltes glimmte eine Feuerstelle vor sich hin. Man hatte meine Wunden verbunden, und mir brummte entsetzlich der Schädel. Auch war ich alleine, konnte aber die schemenhaften Konturen zweier großer Gestalten vor dem Zelt erkennen. Draußen war es bereits wieder Tag geworden, und die Sonne schien auf das Zelt. Vorsichtig versuchte ich mich aufzusetzen, was aber aufgrund meiner vielen Verletzungen und meinen verschnürten Armen und Beinen nicht so leicht zu bewerkstelligen war. Mein Mund fühlte sich trocken an, und ich hatte wahnsinnigen Durst. Behutsam versuchte ich meine Verletzungen zu erspüren und stellte dann fest, dass erfreulicherweise wohl doch keine meiner Rippen gebrochen, wohl aber einige geprellt waren. Mein Körper war zudem übersät mit kleinen Schnitten und Abschürfungen. Ich sah schrecklich aus.

Nach vielen, mir unendlich erscheinenden Minuten des Ausharrens, kam einer dieser großen Krieger in das Zelt und zerschnitt unsanft meine Armfesseln. Daraufhin reichte er mir einen großen

Becher, der mit Wasser gefüllt war und in dem noch kleine Blätter herum schwammen. Es musste sich um Quellwasser aus der Umgebung handeln, da das Wasser eiskalt war.

Gierig trank ich das kalte Nass und spürte, wie es eisig meine Speiseröhre hinunter floss. Nachdem ich den Becher geleert hatte, fesselte mich dieser Hünen artige Mann wieder, ließ mich aber sitzen. Er beugte sich zu mir hinunter und öffnete meine Verbände. Wir stellten offenbar beide fest, dass die Wunden bereits erstaunlich gut verheilt waren. Sehr wahrscheinlich lag das an dieser stinkenden, grünen Paste, mit der meine Verbände üppig bestrichen waren. Der Krieger legte mir auch gleich wieder einen neuen Stinkverband an, wobei er nicht gerade sehr fein fühlend vor ging. Als er damit fertig war, warf er mich wieder grob auf den Boden und verschwand aus dem Zelt, ohne auch nur ein einziges Wort zu mir zu sagen.

Es verging dann wieder einige Zeit des Wartens und der Ungewissheit, ehe ich wieder Besuch bekam. Der kleine, knorrige Zwerg hatte nun Interesse an mir und kam in Begleitung, von drei besonders großen, recht drahtig wirkenden Hünen. Er befahl den Kriegern sogleich, meine Fesseln zu lösen. Endlich von den schmerzenden Seilen befreit,

setzte ich mich wieder auf und sah den Zwerg forschend an.

»Was habt ihr mit Patricia gemacht?«, wollte ich wissen, bekam jedoch erst einmal keine Antwort auf meine Frage. Schweigen. Der Zwerg sagte schließlich einem Soldaten etwas, was ich nicht verstand. Dabei war sein Ton offenbar recht forsch, autoritär und in einer mir fremden Sprache. Daraufhin verließ der angesprochene Krieger eiligst das Zelt. So wie es aussah, hatte der Zwerg bei dieser Truppe offenbar das Sagen.

»Fremder, wir haben uns nur ein wenig, wie soll ich es anders ausdrücken, verlaufen... sozusagen. Du kannst uns doch bestimmt erklären, wo wir hier überhaupt sind und wie wir hier hergekommen sind.«, mutmaßte der Zwerg mit einer betont ruhigen Stimme und setzte sich dabei genau vor mich, auf den Boden. Ich war über die Frage sehr erstaunt, da ich nicht erwartet hatte, dass der Zwerg meine Sprache überhaupt sprechen konnte.

»Ich werde euch erst erklären wo ihr seid, wenn ihr mir erklärt habt, was mit meiner Freundin Patricia geschehen ist.«, entgegnete ich entschlossen und rechnete mit einer aggressiven Gegenreaktion des Zwerges.

»Deine derzeitige Position ist sicher nicht die beste, um solche Forderungen zu stellen. Deine hellhaarige Freundin ist immerhin eine Gefahr für meine Männer und hat mit ihrem abscheulichen Drachen etliche ihrer kostbaren Leben ausgelöscht. Warum also, sollte ich sie am Leben gelassen haben? Meine Männer fordern Rache und Genugtung!«

Der Zwerg runzelte die ohnehin schon faltige Stirn und setzte dann unglaublich schmierig fort: »Aber mein junger, lieber Gefangener, ich würde doch nur gerne wissen, warum wir gestern noch auf dem Schlachtfeld unserer Heimat standen und uns dann, so ganz plötzlich und unvermutet, in dieser fremden Welt und an einem völlig fremden Ort wiederfinden und dazu noch mit diesen fremden, feindseligen Kreaturen. Das ist doch wirklich nur zu verständlich. Oder ist es das nicht, lieber Gefangener?«

Das Zelt wurde wieder geöffnet und Milk, der sich immer noch in der Gestalt eines jungen Mannes zeigte, wurde mit herein geschleift. An den Füßen hatte man ihm Fußketten angelegt, und die Hände waren auch fest verschnürt. Jedoch hatte man ihm zusätzlich die Augen verbunden. Ich vermutete, dass dieses mit seinen magischen Fähig-

keiten zu tun hatte, da man die Augenbinde auch im Zelt nicht löste oder ganz abnahm.

»Da! Wie ihr seht, ist einer eurer gefährlichen Freunde noch sehr munter, obwohl er viele meiner treuesten Krieger getötet hat. Für meinen Geschmack ist er viel zu munter. Nun entscheidet selbst, ob ein gutes Herz in meiner Brust schlägt, oder nicht.«, forderte der Zwerg auf und wies die Krieger an, den unheimlichen Milk neben mich zu setzen. Danach schickte er seine Krieger mit einem fremdsprachigen

Befehl aus dem Zelt und beobachtete uns, ohne auch nur ein Wort weiter von sich zu geben.

Ich fühlte mich wie ein Gefangener eines kriegesischen Beduinenvolkes, der mit dem wahnsinnigen Stammesführer dieser wilden Recken verhandeln sollte. Nach einer Weile quälenden Schweigens sah der Zwerg zu uns auf und bildete seine knochigen Hände zu der Form einer lebenden Schale um. Sofort füllte sich dieses Fingergefäß mit ganz blassem rötlichen Licht. In diesem roten Licht sah man einen winzigen, hellblauen Punkt flackern, der ganz offensichtlich von diesem Energiefeld kontrolliert wurde.

»Hier ist sie, eure Freundin! Sie lebt auch noch, wie ihr seht, und es geht ihr gut. Natürlich geht es

ihr nur der Lage entsprechend gut. Immerhin seid ihr Gefangene. Jedoch war ich leider gezwungen, sie in diesem schmerzhaften Kraftfeld gefangen zu halten, da sie meinem Volk, dem stolzen und machtvollen Volk der Zyklanden, sehr gefährlich werden kann. Jedoch wenn ihr mir dabei helft, wieder in unsere Heimat zurück zu kehren, bin ich für meinen Teil gerne bereit, euch jämmerliche Gestalten frei zu lassen. Dieses nehmt, als ein Zeichen meiner unendlichen Güte.

Eure Freundin allerdings, sie nehme ich mit in meine Heimat, um sie ausgiebig studieren zu können. Sie wird mein persönlicher Gast sein, und es wird ihr dort an nichts fehlen. Das verspreche ich euch. Sie wird uns an ihrer Macht teilhaben lassen und uns lehren, sie selbst für uns zu gebrauchen. Mit ihrer Macht und ihrem Wissen werden wir unsere Feinde in der Heimat für immer vernichten können.«, sagte der Zwerg und ließ das rote Licht in seiner Hand wieder verschwinden.

»Wenn ihr sie nicht ebenso freigeben werdet, wie ihr uns freigeben wollt, werdet ihr von mir nie erfahren, wie ihr in eure ferne Heimat zurückkehren könnt.«, meinte ich unwirsch und sah zu Milk, der noch immer energisch versuchte, seine eng anliegenden Fesseln zu lösen. Der Zwerg stand dar-

aufhin auf und meinte in einem unerwartet herrischen Ton: «Ich bin Kir, aus dem stolzen Volk der Zyklanden, und ihr werdet reden, das verspreche ich euch. Ihr werdet reden. Ich verhandle das nicht!«

Nachdem er das gesagt hatte, richtete er seinen kleinen Zeigefinger der rechten Hand genau auf mich. Im nächsten Augenblick schossen zwei dünne, Nadel artige Lichtblitze aus der Spitze des dünnen Fingers und schlugen durch die Haut meiner rechten Hand. Ganz langsam drangen sie in das lebende Fleisch vor und blieben schließlich, als sie meine Hand etwa bis zur Hälfte durchdrungen hatten, einfach im Gewebe stecken.

Ich schrie unter dem wahnsinnigen Schmerz laut auf und Milk, der doch noch immer nichts sehen konnte, zuckte erschrocken zusammen. Die beiden quälenden Nadeln begannen sich nun langsam um sich selbst zu drehen, zerrissen dabei brutal das lebende Gewebe meiner Hand. Die ausstrahlende Energie verbrannt das Fleisch, wobei das Blut jedoch sofort wieder an trocknete. Die Schmerzen schnitten sich regelrecht durch meinen Körper. Sie überfluteten mich so sehr, dass ich meinen Arm nicht mehr bewegen konnte. Schreiend starrte ich auf meine verletzte und inzwischen

völlig gelähmte Hand und musste so mit ansehen, wie die Nadeln nun erneut damit begannen, sich in meine Hand zu bohren.

Als sie schließlich ganz in ihr verschwunden waren, konnte man deutlich erkennen, wie sie unter der Haut, ganz langsam den ganzen Arm hinauf wanderten. Kurz bevor ich meine Besinnung verlor, rief der widerwärtige Zwerg eines seiner fremd klingenden Kommandos, und die beiden fiesen Nadeln blitzten glühend aus meinen Fingerspitzen heraus. Anschließend schlugen sie in den sandigen Boden zu meinen Füßen ein. Dort waren sie sogleich verschwunden.

Geschockt und unter unmenschlichen Schmerzen leidend sah ich zu, wie sich die Wunden meiner Hand und ab meinem Arm durch eine magische Kraft rasch zu schließen begannen. Nach wenigen Augenblicken waren sie schließlich ganz verschwunden. Ich bewegte prüfend meine Hand, die nun auch nicht mehr gelähmt war, alles natürlich sehr behutsam, da ich der wundersame Heilung nicht traute. Doch ich konnte keine Spur einer Verletzung oder Folter mehr erkennen, und der Schmerz war inzwischen auch wieder völlig verschwunden.

»Nun, verehrter Herr, dieses war nur eine kleine Kostprobe der Möglichkeiten, die mir zur Verfügung stehen, um sie zum Kooperieren, wie soll ich es sagen, zu motivieren.«, fauchte der Zwerg mit einem hässlichen Grinsen in seinem feisten Gesicht. Als er dann rasch das Zelt verließ, konnte man ihn vor dem Zelt noch eine Weile laut Lachen hören, bis es schließlich wieder ganz ruhig wurde.

»Sie haben uns damit nur bewiesen, was für ein gutes Herz in ihrer Brust wirklich schlägt.«, rief ich ihm wütend nach und spuckte angewidert vor mir auf den Boden. Mir war allerdings klar, dass der Zwerg mich wahrscheinlich nicht mehr hören konnte. Doch die Wut und die Hilflosigkeit suchten sich einfach einen Weg nach draußen.

Dann ließ ich mich, glücklicherweise von den Schmerzen befreit, erschöpft zurückfallen und bemerkte erstaunt, dass man offenbar vergessen hatte, mir meine Handfesseln wieder anzulegen. Ich wälzte mich gleich zu Milk hinüber, der sich noch immer, unter seinen engen Fesseln, wand und nahm ihm die lästige Augenbinde ab.

»Danke.«, sagte er mit einer unnatürlich hellen und klaren, aber auch sehr gehetzt wirkenden Stimme und konzentrierte sich sofort auf die Glut des Lagerfeuers, die dadurch sogleich begann,

ganz wild herum zu wirbeln. Schon bildete sich aus der Glut eine schnell rotierende, glühende Wolke, die sich langsam auf Milk zu bewegte, der sich inzwischen darauf zu konzentrieren schien, sie richtig zu kontrollieren. Kurz vor dem seltsamen Mann stoppte die glühende Wolke. Sie verformte sich dann zu einer Art glühenden, schnell rotierenden Scheibe, die begann, sich mühelos in Milks Fesseln zu schneiden. In der Zwischenzeit hatte auch ich meine Fußfesseln abgenommen und stand Milk bereits gegenüber. Immer noch ein wenig verwundert darüber, dass auch Milk meine Sprache beherrschte, sprach ich ihn an: »Ich bin Matze und wer, oder besser, was bist du eigentlich? Meine Freundin und ich haben dich einfach nur Milk getauft. Ich hoffe du verzeihst uns diese Unbotmäßigkeit.«

Dabei streckte ich ihm begrüßend meine Hand entgegen und beobachtete, wie Milk wohl ein wenig zu Lächeln begann.

»Das mit Milk ist schon in Ordnung, denke ich. Mein richtiger Name ist jedoch Xermitolistand. Also als Rufname ist das sicherlich auch etwas zu umständlich. Ich bin aber auch kein einzelnes Individuum, sondern vielmehr bin ich ein ganzes Volk, ein richtiges Kollektiv kleinster Wesen, das ebenso,

wie auch die Zyklanten, aus seiner eigenen Welt gerissen wurde. Nur sind wir kein aggressives Kriegervolk, wie diese Zyklanten, sondern leben vielmehr ganz friedlich zusammen, mit den vielen anderen Völkern unserer Welt. Doch Matze, ich denke mir, wir sollten nun wirklich schleunigst von hier verschwinden. Mit diesem unberechenbaren Kir ist sicherlich nicht sehr zu Spaß, und es sagt mir eine innere Stimme der Erfahrung, dass er uns ganz bestimmt nicht gehen lassen wird, haben wir ihm erst einmal geholfen.«, erklärte Milk und bereitete sich auch schon auf eine erneute Verformung vor.

»Was machen wir mit Patricia? Wir müssen ihr helfen, Milk. Das sind wir ihr schuldig. Ohne sie, werde ich nicht gehen. Sie ist meine Freundin.«, meinte ich mit ernster Sorge in meiner Stimme zu ihm, und er hielt vorerst mit seiner Verformung inne. Milk sagte mit nun deutlich ernsterem Ton: «Deiner Freundin können wir jetzt nicht helfen. So leid es mir auch tut. An sie kommen wir vorerst nicht heran. Du musst das akzeptieren, Matze. Denn wenn wir jetzt nicht sofort fliehen, werden wir später sicherlich nicht noch ein weiteres Mal, so eine gute Chance erhalten, um hier weg zu kommen.«

Milk setzte seine Verformungen weiter fort und wurde allmählich wieder zu der hellen, leuchtenden Kugel, als die wir ihn beim Milchlasten kennengelernt hatten.

»Du hast sicherlich recht. Immerhin verkörperst du ein ganzes Volk und schon rein demokratisch gesehen, dürfte ich damit ohnehin schlechte Karten haben. Es scheint mir sinnvoll, erst einmal uns selbst in Sicherheit zu bringen, um dann einen Plan zu entwickeln, wie wir Patricia aus den Händen dieser Barbaren befreien können.«, meinte ich etwas zynisch und staunte darüber, wie sich die Kugel Milk kraftvoll, aber fast völlig lautlos, in den staubigen Boden bohrte und einen schmalen, dunklen Gang hinter sich offen ließ.

Eiligst kroch ich Milk in diesem unterirdischen Gang hinterher. Es war sehr eng, reichte für mich aber gerade so aus, um langsam kriechend voran zu kommen. Die kriegerischen Wachen vor dem Zelt schienen unseren ungewöhnlichen Fluchtversuch noch nicht bemerkt zu haben, da man keine Alarmschreie oder Ähnliches aus dem Lager hören konnte. Dieses war gut so und verschaffte uns einen kleinen Vorsprung. Vor mir konnte ich noch schwach das Licht von Milk erkennen, der sich wohl ganz bewusst auch meinetwegen, sehr viel

Zeit bei seiner Flucht ließ. Ich dankte ihm innerlich sehr dafür, da ich sonst in dieser Dunkelheit und dieser gnadenlosen Enge wahnsinnig geworden wäre.

Nach bestimmt dreihundert sehr beschwerlichen Metern engen Tunnels kam ich schließlich wieder an die Oberfläche und befand mich in der Mitte eines dornigen Gebüsches. Der feuchte Schmutz hing mir schwer an der Kleidung, und ich musste darin wirklich furchterregend ausgesehen haben. Milk hatte sich wieder in seine menschliche Gestalt verwandelt und hockte nun vor mir. Dabei beobachtete er das vor uns liegende Lager der Zyklanten. Er drehte sich bei meinem Auftauchen um und wies mich per eindeutigen Handzeichen zur Ruhe an.

»Sie haben noch immer nichts bemerkt.«, flüsterte er mir zu und gab mit einem weiteren Zeichen unmissverständlich zu verstehen, dass wir uns schleunigst aus dem Staub machen sollten.

Kaum hatten wir das widerwärtige Dornengebüsch hinter uns gelassen, hörten wir erschrocken den Alarmruf einer der Zyklantenwachen aus dem Lager.

Wir rannten quer durch den Wald. Dabei peitschten mir viele kleine Zweige schmerzhaft ins

Gesicht, und ich stolperte auch immer wieder über Wurzeln und Äste, die auf dem Boden lagen. Zudem war der Boden, durch den Regen der letzten Tage, sehr aufgeweicht und das schnelle Fliehen wurde dadurch sehr Kraft aufwendig. Ich war diese Art der Anstrengung einfach nicht gewohnt. Schließlich saß ich sonst die meiste Zeit in meinem Büro, vor meinem Laptop und trank heißen Kaffee. Sicherlich waren uns schon viele zykländische Verfolgertrupps auf der Spur und brachen, wahrscheinlich sogar mit ihren unförmigen Reittieren ausgestattet, hinter uns durch den dichten Wald.

Milk war immer einige Meter vor mir zu sehen und manövrierte sich geschickt zwischen den Bäumen hindurch. Dabei stellte er sich ungemein gut und wendig an, was mich schon ein wenig mit Neid erfüllte. Doch er wäre wahrscheinlich schon meilenweit weg, würde er keine Rücksicht auf mich genommen haben. Aber aus irgendeinem Grund blieb er bei mir, und ich rannte ihm einfach nach, da ich sonst vollkommen hilflos den Zykländenkriegern ausgeliefert gewesen war. Dann blieb ich aber doch kurz stehen, um wieder ein wenig Atemluft zu bekommen und kreischte ihm zu, dass wir schnellstens eine Straße finden mussten, da wir mit einem motorisierte Untersatz deutlich schneller vorankommen würden.

Daraufhin veränderte Milk sofort seinen Kurs, und ich rannte ihm wieder, wie ein Wahnsinniger, nach. Im Unterholz hinter mir hörte ich dann plötzlich einige schwere Hölzer brechen. Die Verfolger waren uns also dicht auf der Spur, und ich betete darum, möglichst bald eine Straße zu entdecken, zumal auch meine Kräfte immer mehr zu schwinden begannen. Meine Beine fühlten sich bereits jetzt schon, wie frischer Pudding an. Krachend schlug plötzlich einer dieser roten Blitzspeere in einen der Bäume neben mir ein und riß mühelos die Hälfte des ganzen Stammes weg, so dass sich der ganze Baum langsam zur Seite neigte und mir den Weg zu versperren drohte. »Milk! Hilfe, Milk!«, schrie ich verzweifelt und begann immer kraftloser vor mich hin zu stolpern. Milk dreht unverzüglich um und raste augenblicklich auf die Angreifer zu. Es waren zwei besonders kräftig aussehende Zykladenkrieger, die es auf mich abgesehen hatten. Milk zerschmetterte einem der beiden Angreifer mit einer einzigen Reaktion brutal den Kopf. Der andere Krieger bekam dabei einige blutige Fetzen seines Gefährten in das Gesicht und auch in seine Augen geschleudert. Er stoppte natürlich sofort seine Verfolgung, da er nichts mehr sah, konnte aber seine klobige Gestalt nur schwer zum Stehen bringen.

Milk erkannte die Schwäche des Kriegers und nutzte sie sofort aus. Er schleuderte sich gegen den orientierungslosen und blutverschmierten Krieger, um ihn brutal in Stücke zu reißen. Zwischenzeitlich hatte ich es geschafft, wieder auf die Beine zu kommen und betrachtete fassungslos die blutigen Leichenteile auf dem Boden, die teilweise noch ein wenig zuckten. Diese Brutalität und Gewaltschockte mich immer wieder. In meinem Büroleben war sonst nur der Gang zur Kantine, die einzige aufregende Abwechslung gewesen. Hier jedoch, hier war ich inmitten roher Gewalt, ständig in Lebensgefahr und mitten in üblem Gemetzel. Das war für mich nur schwer zu ertragen. Milk nahm inzwischen völlig unbeirrt und zügig seinen alten Kurs wieder auf, und mir blieb kaum etwas anderes übrig, ihm wieder keuchend nach zu rennen.

Nach weiteren, mir endlos erscheinenden Minuten wilder Hasterei durch den Wald, erreichten wir tatsächlich eine schmale Landstraße, der wir in westlicher Richtung folgten, da weit und breit kein stehengebliebenes Fahrzeug auszumachen war. Es dauerte glücklicherweise nicht sehr lange, bis wir dann doch auf einen alten Golf stießen. Auch der Zündschlüssel steckte noch, wie bei fast allen herrenlosen Autos, die ich bis jetzt in dieser menschenleeren Welt vorgefunden hatte.

Ich startete gleich den Motor und fuhr rasant an. Ohne auf weitere Schwierigkeiten zu stoßen, folgten wir der Straße gut 30 Kilometer. Insgeheim hoffte ich dabei sehr, dass die Zyklanden keine Autos bedienen konnten. Milk raste genau an meiner rechten Seite durch die Luft, und wir hielten kurz darauf an einer menschenleeren Tankstelle, um das Fahrzeug zu wechseln, da der Tank leer war. Ein Auftanken ohne notwendige Stromversorgung war hier nicht mehr möglich. Wir fanden auch gleich einen schönen, richtig schick gestylten Kadett, mit dem wir unsere Flucht, ohne weiter zu Zögern, fortsetzten. In der Zwischenzeit hatte Milk seine menschliche Gestalt wieder angenommen und saß dann auch neben mir auf dem Beifahrersitz.

»Diese Autos sind schon sehr merkwürdige Maschinen. Sie stinken erbärmlich, sind schrecklich langsam und sehr unflexibel. Aber die Sitze, die sind sehr bequem. Es sitzt sich sehr angenehm in diesen Sesseln.«, meinte Milk prüfend und seine Haltung erinnerte mich an den Habitus eines typischen Manta-Fahrers, weil er lässig seinen Arm aus dem geöffneten Beifahrerfenster hielt.

Da ich sehr hungrig war und dringend neue Kleider benötigte, hielt ich den Wagen an einem kleinen Gasthaus, das direkt an der Straße lag.

Wir betraten die natürlich menschenleere Gaststube. Es roch nach kaltem Zigarettenqualm und ziemlich säuerlich, was an den Unmengen lange abgestandenen Biers lag.

Während Milk sich an einen der vielen Tische setzte, durchstöberte ich die angrenzende Küche nach etwas Essbarem. Fast alle Frischeprodukte waren hoffnungslos verdorben, da die Kühlschränke ohne Strom natürlich auch nicht mehr funktionierten. Jedoch Magerine, Brot, Hartkäse und luftgetrocknete Salami fanden sich schnell. An der Theke organisierte ich eine Flasche Orangensaft und setzte mich zu Milk, oder sollte ich eher sagen, zu dem Volk Milk?

Ich bot Milk etwas von meiner umfangreichen Brotzeit an und wurde daraufhin lachend darüber aufgeklärt, dass er keine menschliche Nahrung vertrage. Milk erklärte weiter, dass er nur etwa einmal im Jahr seiner Zeitrechnung Nahrung, in Form von Sonnenenergie, zu sich nehmen musste. Ich fand diese Eigenart irgendwie abstrakt und be-lustigend, stellte mir diesen Milk dann als eine Art

Freund der Öko-Bewegung mit Ziegenbart vor, während ich auf der harten Salami herum kaute.

Das Essen tat mir gut, obwohl ich seit meinem katastrophalen Tankstellenerlebnis keine Hartwurst mehr essen wollte, aber ich fühlte mich gleich nach dem Essen viel besser. Nachdem ich so richtig satt war, durchstöberte ich interessiert einige Schränke der Gästezimmer und fand sogleich etliche, sogar auch mir passende Kleidungsstücke. Beim Umziehen nahm ich die Verbände, die immer noch um meine Brust gewickelt waren, ab. Die Wunden waren erstaunlich gut verheilt. Diese Zyklanden und ihre widerliche Salbe hatten wirklich wahre Wunder an mir vollbracht.

Das Wasser kam leider nur sehr dürrtig aus dem Wasserhahn, da wohl auch die Pumpen ohne Strom nicht funktionstüchtig waren. Aber für eine rasche Katzenwäsche reichte es aus, und ich stand nach kurzer Zeit erfrischt und mit neuer Kraft vor dem Volk Milk.

»Wir sollten nun ernsthaft Gedanken dafür entwickeln, wie wir Patricia aus ihrer Gefangenschaft befreien können.«, sagte ich sorgenvoll und setzte mich wieder seufzend an den Tisch.

»Matze, ich weiß sehr wohl, dass diese Welt hier deine Heimatwelt ist. Auch weiß ich, durch

das Gespräch mit diesem finsternen Kir, dass du eventuell etwas darüber weißt, wie wir hier, in diese für uns fremde Welt gekommen sind. Diese Informationen sind ebenfalls sehr wichtig für mich, als wohl auch wichtig für alle anderen Kreaturen, die unfreiwillig eure Gäste auf dieser Welt geworden sind. Das sind sie natürlich auch für die Befreiung deiner Freundin Patricia. Auch scheinen alle Lebewesen dieser Welt, diese plötzlich und offenbar auch ganz unfreiwillig verlassen zu haben.

Das Ding oder die Wesenheit, welches eine so große Macht besitzt, parallele Welten derartig zu verschieben, wird wohl dann auch mächtig genug sein, Patricia aus den Händen von dem garstigen Kir und den kriegerischen Zyklanten zu befreien.«, stellte Milk ernst fest und sah mir bei seiner Rede forschend in die Augen. Mir war klar, daß Milk recht hatte und beschloss dann, ihm die Geschichte von den Druiden, den Löchern und dem Plan zu erzählen. Auch ich war nur unfreiwillig in diese Situation geraten und hatte ohne Milk und fremde Hilfe keinerlei Chance, Patricia zu befreien, oder zu den Druiden zu gelangen. Nachdem ich Milk meine ganze Geschichte erzählt und er mir dabei aufmerksam zugehört hatte, herrschte eine Weile betroffenes Schweigen. Milk dachte offenbar angestrengt nach und trommelte dabei mit

seinem Zeigefinger auf die mit Bier verklebte Tischplatte. Immerhin arbeitete in ihm nun ein ganzes Volk an einer Lösung. Ein Gedanke, der mir sehr unwirklich und abstrakt erschien.

»Ich weiß nicht, ob ich dir und deinen Freunden nun dafür danken, oder euch alle verfluchen sollte. Aber wir sitzen nun an diesem Tisch und können die Vergangenheit nicht mehr verändern.«, sagte Milk mit einem Unterton, der nach Vorwurf klang. Wir debattierten dann noch lange über unsere weitere Vorgehensweise. Schließlich beschlossen wir, uns zuerst einmal auf die Suche nach dem Druidenzirkel zu machen. Die Druiden waren vielleicht die einzigen, die so viel Macht besaßen, den alten Zustand wieder herzustellen und Patricia aus den Händen Kirs zu befreien. So begannen wir gleich mit den Vorbereitungen für eine längere Reise.

Ich durchstöberte die Küche und den Gastraum nach weiteren Vorräten, um sie dann in dem Auto zu verstauen. In der Zwischenzeit hatte Milk mit dem abgesaugten Benzin anderer Fahrzeuge, den Tank unseres Wagens ein wenig mehr gefüllt. Milk war es bei dieser Aktion völlig egal, ob er etwas von dem Benzin verschluckte, da der Treibstoff für ihn nicht giftig war. Auch hatte er mehrere Land- und Straßenkarten in einem der Autos gefunden,

die uns vielleicht bei der Suche von Nutzen sein konnten.

Wir arbeiteten hart, und es war später Nachmittag, als wir endlich zur Abfahrt bereit waren. Glücklicherweise waren wir von dem Lager der Zyklanten weit genug entfernt, so dass wir nicht so schnell mit den Kriegern und diesem Kir rechnen sollten. Aber man konnte ja nicht wissen, was dieser Kir noch so alles an Tricks zu bieten hatte. Wir beschlossen dann, vorerst nur auf der Landstraße zu bleiben und bei der nächsten Möglichkeit, einen nördlichen Kurs einzuschlagen.

Auf der Landkarte versuchte ich den See, den Patricia mir beschrieben hatte, ausfindig zu machen, musste aber recht schnell mit Verärgerung feststellen, dass es eine ganze Menge Seen in dieser Region gab. Das würde die Suche wohl nicht gerade unkompliziert verlaufen lassen. Nachdem ich dann schließlich alle Seen auf der Landkarte markiert hatte, die sich nach meiner Berechnung in dem etwaigen Radius des glücklicherweise schnell gefundenen Ritualplatzes befanden, strich ich alle die Gewässer wieder aus, an deren Ufer kein Campingplatz verzeichnet war. Es blieben drei Seen übrig, und an einem See war sogar ein kleines Haus verzeichnet. Dieses Haus sollte unser erster

Versuch und unser erstes Ziel sein. Im Auto wies ich Milk grob in das Kartenlesen und die eigenwillige Karte ein, und schon ging es los.

Wir folgten der Landstraße bis zu einer Straßenkreuzung, die durch die liegengebliebenen Fahrzeuge für uns zu einem ersten Problem wurde. Doch nach kurzer Zeit gelang es uns, das Auto hindurch zu manövrieren und schlugen dann, wie es von uns vorgesehen war, den nördlichen Kurs ein. In fast jedem Dorf, das wir passierten, gab es erhebliche Schäden durch wilde Brände, Unmengen von Wasser oder durch die vielen, plötzlich führerlos gewordenen Automobile. Überall qualmten die jämmerlichen Überreste verbrannter Häuser und Bauernhöfe.

Vereinzelt lagen merkwürdig aussehende, tote Lebewesen auf den Straßen. Einige dieser Kreaturen waren, trotz ihrer Verstümmelung und dem vielen Blut, das sie verloren hatten, als Zyklandenkrieger zu erkennen. Scheinbar war auch dieser üble Zwerg Kir mit seiner Armee nach Norden aufgebrochen und hatte dabei alles getötet, was sich ihm und seinen Kriegern in den Weg stellte. Vielleicht suchte er auch nur nach uns oder hatte Patricia mit seinen üblen Foltermethoden zum Sprechen gebracht. Eines war jedoch sicher, solan-

ge er und sein Heer nach Norden zogen, stellte er eine ernste Gefahr für uns dar. Überall konnte man die schrecklichen Überreste kleinerer Kämpfe der Zykladenarmee erkennen. Wir beschlossen daher aus taktischen Gründen, lieber etwas nach Westen auszuweichen, um den wild metzelnden Kriegern möglichst aus dem Weg zu gehen.

Nach einiger Zeit waren auch tatsächlich keinerlei Anzeichen der Zykladenkrieger und ihrem Kir mehr zu erkennen, und wir schlugen wieder unseren alten Nordkurs ein. Immer wieder entdeckten wir in der Ferne die schemenhaften Konturen, uns völlig fremder Lebensformen, die bei unserem Auftauchen meistens hastig in den Wäldern verschwanden. Andere seltsame Kreaturen ästen gelassen auf den Weiden. Dem Aussehen nach war sie den Büffeln ähnlich und schenkten uns kaum Beachtung. Aber auch ganz bizarre Wesenheiten kreuzten immer wieder unseren Weg, deren Anblick teilweise schauerlich, manchmal aber auch faszinierend war.

Streckenweise kamen wir nur sehr langsam voran, da sehr viel Unrat und Schutt auf den Straßen lag und uns den Weg versperrte.

Milk saß neben mir und versuchte ständig die Karte zu entziffern, was sicherlich für ihn nicht

einfach war, da er unsere Zeichen und die Schrift nicht kannte. Ich war stets mit meinen Gedanken bei Patricia und machte mir Sorgen. Es war für mich unerträglich, sie bei diesen fürchterlichen Barbaren zu wissen, für die das Quälen von Lebewesen ganz offensichtlich zu einer Art Volkssport kultiviert worden war. Was mochte dieser unberechenbare Zwerg Kir ihr nur angetan haben? Ohne Patricia hatten Mild und er doch wohl kaum eine Chance, zu den Druiden zu gelangen. Ich vermiss-te sie wirklich sehr und wünschte mir nichts mehr, als das ich sie möglichst bald gesund und munter wiedersehen konnte.

Milk und ich einigten uns darauf, dass ich ihn stets als Person und nicht als Kollektiv ansprechen sollte, was mir natürlich erheblich einfacher fiel. So ganz gefiel das den Xermitolistand jedoch nicht, da Milk mich bei meinem Vorschlag ziemlich mür-risch ansah. Aber er willigte dann doch ein.

Die Zeit verging, und die ständige Slalomtour kostete uns sehr viel Benzin und Konzentration. Unser Tank war schon zu zwei Dritteln leer. Ich selbst konnte auch eine Pause vertragen und brauchte dringend etwas Schlaf. So fuhr ich deshalb langsamer und suchte nach einem neuen Fahrzeug für uns. Bei einem ganz gut erhaltenen

BMW hielt ich an und stieg aus um nachzuprüfen, ob der Schlüssel wieder hing und ob auch der Tank noch schön voll war. Der Schlüssel war zwar dort, wo ich ihn bei dem BMW vermutete, aber der Tank war fast leer. So stieg ich wieder in unser Auto, und die Suche nach einem neuen fahrbaren Untersatz ging weiter.

Nach einiger Zeit fanden wir wieder einen Golf, der glücklicherweise alle unsere Bedingungen erfüllte. Eiligst luden wir unsere paar Habseligkeiten um, und ich suchte mir etwas aus meinem Proviantbeutel heraus, um wenigstens meinen Hunger zu stillen. Das trockene Brot und den würzigen Parmesankäse spülte ich mit ekelhaft warmen Orangensaft herunter und fühlte mich auch schon gleich wieder munterer. Doch die kulinarische Zusammenstellung hatte mir völlig missfallen.

»Wir können von Glück reden, dass uns noch keine Zykladenkrieger über den Weg gelaufen sind.«, meinte ich zu Milk, der gerade damit beschäftigt war, den elektrischen Zigarettanzünder zu untersuchen. Für ihn war eben alles neu und unbekannt.

»Wozu benötigt ihr diese merkwürdige Vorrichtung?«, fragte er dann leise und tippte dabei immer wieder auf die heiße Fläche des Anzünders.

»Das ist ein Anzünder für Zigaretten. Das sind so kleine Röllchen, gefüllt mit Tabak, dessen Qualm einige Menschen inhalieren, weil sie meinen, dadurch Nervosität zu verlieren und an Selbstbewusstsein zu gewinnen. Jedoch das einzige was sie wirklich mit diesen Glimmstängeln verlieren, ist ihre Gesundheit. Viele sterben an den Folgen dieser Droge, und wenn man dann ihre Lungen aufschneidet, so sind diese innen meistens ganz schwarz vor lauter Dreck und Ruß.«, erklärte ich Milk und fühlte mich dabei wie mein alter Hausarzt, der solche ermahnenden Reden stets sehr geliebt hatte. Kopfschüttelnd und sichtlich angewidert steckte Milk den Anzünder wieder in die Halterung und meinte nur: »Ihr seid schon ein sehr merkwürdiges Volk, ihr Menschen.«

Schon bald setzten wir unsere Odyssee in dem neuen Gefährt fort, das uns sogleich auf die Ortsumgehung einer Stadt führte. Wir berieten uns. Sollten wir auf der Ortsumgehung bleiben, oder sollten wir in die Stadt hinein fahren? Milk meinte ein wenig sehnsüchtig, noch nie eine richtige Stadt auf dieser Welt gesehen zu haben. Ich riet ihm aber davon ab, da ich bereits schon schlechte Erfahrungen mit einer Stadt im derzeitigen Zustand gesammelt hatte. Außerdem musste ich dringend schlafen, so dass wir beschlossen, uns in einem kleinen

Wäldchen niederzulassen, um dort zu rasten. Das Entzünden eines Lagerfeuers schien mir sehr gefährlich zu sein, da es schließlich auf dieser Welt nur so von fremdartigen Lebensformen zu wimmeln schien. Viele irrten bestimmt nicht in friedfertiger Absicht auf dieser leeren Welt umher. Ich beschloss, es mir im Auto bequem zu gestalten. Milk benötigte ohnehin keinen Schlaf, so dass er die gesamte Wache übernahm, was mir natürlich sehr gefiel. Kaum hatte ich die Augen geschlossen, war ich auch schon kraftlos und völlig übermüdet eingeschlafen.

Es war ein tiefer, traumloser Schlaf, der sein plötzliches Ende durch einen kurzen Schrei von Milk fand. Milk stand am Rand des Wäldchens und winkte mir hektisch zu. Es dämmerte schon. Ich hatte den Nachmittag geschlafen, und schwach schleppte ich mich aus dem Auto, um so gut es eben in meinem verschlafenen Zustand ging, zu Milk zu eilen. Der winkte mir noch immer wild zu. Als ich schließlich bei ihm ankam, sah ich mit offenem Mund, was Milk so sehr aufgebracht hatte.

Die flache und große Ebene, die sich vor uns erstreckte, war buchstäblich überschwemmt mit unzähligen, affenähnlichen Kreaturen, die sich in einer exakten, militärischen Formation in Richtung

Stadt bewegten. Diese Kreaturen waren augenscheinlich nur sehr unzulänglich mit Waffen ausgestattet, und man konnte ihre tiefen Kriegstrommeln in der Ferne hören. Viele hielten nur einen speerähnlichen Gegenstand in ihrer tierischen Hand. Mit gesenkten Köpfen bewegte sich diese Unzahl kleiner Leiber über die Ebene.

Der nachfolgende Strom dieser Gestalten, er riss einfach nicht ab. Am dämmerigen Horizont konnte man einen unheimlichen, rötlich leuchtenden Himmel über der Stadt ausmachen, der wohl den Schein endloser, unkontrollierter Feuer widerspiegelte. Wir hockten uns langsam ab, damit uns die riesige Armee nicht entdecken konnte, und Milk zeigte mir eine Gruppe von Affen, die auf einer Art Minipony am Rande der Formationen entlang ritt. Wir beobachteten das unheimliche Schauspiel schweigend, krochen dann aber langsam wieder zurück zu unserem Fahrzeug.

Dort angekommen meinte Milk, dass die Affen, sollten sie tatsächlich in diese Richtung weiter marschieren, bald auf die Zyklanten treffen würden. Eine neue und blutige Schlacht kündigte sich damit an. Milk gab zu Bedenken, dass selbst der garstige Kir erhebliche Schwierigkeiten bekommen dürfte, bei so einer riesigen Anzahl von Krieger-

den Überblick zu behalten. Er würde sicherlich alles dran setzen, sich den Kräften von Patricia zu bemächtigen, um diese gegen das Affenheer einzusetzen und es zu besiegen. Wir warteten einige Stunden ruhig ab, bis wir das Ende dieses, mir unwirklich erscheinenden Heeres erkennen konnten.

Dann machten wir uns langsam wieder auf den Weg nach Norden, ohne das Licht des Wagens einzuschalten. Wir mussten möglichst schnell die Druiden finden. Sie mussten von

den Armeen erfahren, die sich inzwischen auf unserer Welt ausbreiteten. Sie waren zudem meine einzige Hoffnung, diesem grausigen Spiel ein schnelles Ende setzen zu können. Als wir schließlich glaubten, endlich weit genug von den Affen entfernt zu sein, schalteten wir das Licht des Autos ein und kamen nun auch erheblich schneller voran.

Schon bald kamen wir an unserem ersten gewählten Ziel, dem See mit dem kleinen Häuschen, an.

Vorsichtig durchstöberten wir das kleine Anwesen, ohne auch nur eine Spur von Thorwald, den anderen Druiden, oder vielleicht der kessen Mira zu finden.

Sichtlich enttäuscht saßen Milk und ich kurz darauf wieder nebeneinander im Wagen. Ich schlug die Landkarte auf und suchte uns den nächsten Zielsee aus. Allerdings war bei diesem See kein Häuschen mehr verzeichnet, und wir würden es dort nicht so einfach haben, wie bisher. Dieser See war etwa acht Kilometer entfernt, und ich wollte gerade Milk die Landkarte reichen, als ein harter Ruck durch das Auto ging. Wir spürten, wie der rechte hintere Teil des Fahrzeuges nach unten gezogen wurde. Zu Tode erschreckt, sprangen wir aus dem Auto.

Kaum hatten wir das Auto verlassen, war auch schon das gesamte Heckteil des Fahrzeugs im Waldboden verschwunden. Das Auto schien in ein immer größer werdendes Loch im Boden gezogen zu werden. Glücklicherweise hatte ich die Landkarte noch in der Hand, da binnen weniger Augenblicke nur noch die beiden leuchtenden Scheinwerfer aus dem Boden heraus schauten. Milk und ich rannten zu dem Haus und versteckten uns hinter einem kleinen Geräteschuppen. Es war dunkel, und wir konnten kaum mehr etwas erkennen, als nur noch die schwachen Lichter unseres fast völlig versunkenen Wagens. Dieser Wagen schien verloren zu sein.

Nachdem wir eine Weile hinter dem Schuppen gewartet hatten, schlichen wir uns wieder an den Ort, an dem vorher unser Auto gestanden hatte. Dort war jedoch nur noch etwas aufgewühlte Erde zu entdecken. Das Auto war weg, spurlos verschwunden. Schleunigst machten wir uns ohne Fahrzeug auf den Weg zu dem nächsten Zielsee. Vielleicht würden wir bald einen neuen fahrbaren Untersatz finden, aber es schien nicht klug zu sein, länger an diesem merkwürdigen Ort zu verweilen.

Wir kamen gut voran, aber ein neues Auto konnten wir leider in dieser Wildnis nicht gleich ausmachen. Nach gut zwei Stunden strengem Marsch durch den Wald, kamen wir an einen Waldweg, auf dem ein Mercedes geparkt wurde. Unsere Freude, endlich ein neues Fahrzeug gefunden zu haben, wurde jedoch schnell getrübt, da merkwürdigerweise bei diesem Auto kein Zündschlüssel hinterlassen worden war. Das Einschlagen der Scheibe wurde zudem mit dem lauten Gekreische der Alarmanlage gewürdigt. Wir rannten den Weg hinunter, da die Alarmanlage eventuell Feinde auf uns aufmerksam gemacht haben konnte.

Auf einer Lichtung erkannten wir dann eine kleine Hütte, der wir uns sehr vorsichtig näherten.

Ich trat gewaltsam die Tür auf, während Milk versuchte, mich nach hinten zu sichern.

Die Hütte war leer. Doch auf dem Tisch stand noch ein Metallbecher, der mit lauwarmem, Kaffee ähnlichem Gebräu gefüllt war. Also musste sich hier jemand, vor nicht allzu langer Zeit, aufgehalten haben.

Wir beschlossen die Umgebung zu untersuchen und wollten gerade die Hütte verlassen, als Milk plötzlich, wie von einer kräftigen, unsichtbarer Hand gepackt, gegen die Wand geschleudert wurde. Es erschienen dann vor Milk auch die Konturen einer richtigen Hand in der Luft, die sich sofort fest um seine Kehle legte und ihn mit enormer Kraft die Wand nach oben drückte. Milk begann sich sofort wieder in eine Lichtkugel zu verwandeln und entkam auf diese Weise der mörderischen Geisterhand. Doch mit einem lauten Knall schlug ein greller Blitz durch das Fenster in den Hüttenboden ein.

Vor unseren Augen formte sich ein kleiner Junge, der zielstrebig auf Milk zu schritt und ihn dabei anstarrte. Milk griff jetzt sofort an und versuchte die schimmernde Kindererscheinung zu zerschmettern. Doch geschickt wich das Kind aus, so dass Milk mit lautem Getöse, in den alten Schrank

krachte. Der Junge drehte sich nun erneut Milk zu und streckte seine kleine Hand aus, die den armen Milk erbarmungslos anzuziehen schien, ganz so, als wäre sie ein starker Magnet. Milk gab unterdessen schreiende Geräusche von sich und versuchte sich dem auferlegten Bann zu entziehen.

Doch ohne auch nur die geringste Anstrengung in dem Gesicht des Kindes zu erkennen, lag die Kugel Milk schon bald, wie ein leuchtender Spielball, in der Hand des kleinen Jungen, der diesen völlig kontrollierte. Das Leuchten von Milk wurde immer schwächer, und der Junge alterte in wenigen Augenblicken zu einem reifen Mann heran, den ich nur zu gut kannte. Es war der alte Druide Thorwald.

»Thorwald, lass ihn sofort los! Die Kugel in deiner Hand ist nicht feindlich, sondern sie ist mein Freund Milk!«, rief ich fast hysterisch, weil ich bemerkte, dass Milk nur noch sehr wenig leuchtete und es anzunehmen war, dass er in wenigen Augenblicken vollkommen erloschen sein würde. Wahrscheinlich war Milk damit tot.

Thorwald nickte und ließ Milk aus seiner Hand gleiten, so dass er auf den Boden fiel und dort regungslos im Staub liegen blieb. Ich rannte sofort zu meinem Freund, der mir als Gefährte schon sehr

ans Herz gewachsen war, und ich befürchtete, dass er vielleicht sterben würde. Thorwald hätte damit ein ganzes Volk, binnen weniger Sekunden und ganz ohne Anstrengungen, einfach so vernichtet.

Thorwald jedoch, er beobachtete uns interessiert und reagierte schließlich, indem er einen Haar feinen Blitz aus seinem Zeigefinger auf Milk warf, der diesen sofort absorbierte. Kurz darauf begann Milk wieder stärker zu leuchten. Ich blickte gehetzt zu Thorwald auf, der inzwischen seine leuchtende Aura wieder verloren hatte. Thorwald setzte sich auf einen der alten Holzstühle und nahm den Becher mit dem lauwarmen Kaffee in die Hand.

»Dein Freund wird sich schon bald vollständig erholt haben, Matze. Aber ich konnte zuvor nicht wissen, ob er Freund oder Feind ist und weiß es noch immer nicht. Aber ich habe dein Wort und dieses sollte dem Volk vorerst seine Existenz retten. Du hast hier nicht nur einen Freund mitgebracht, Matze, sondern ein ganzes Volk. Es nennt sich Xermitolistand und ist gewöhnlicherweise wesentlich wählerischer bei der Auswahl seiner Freunde. Alle Feinde von ihnen, sie werden meistens in Sekundenschnelle in ihre Einzelteile zerlegt.«, meinte Thorwald mit erstaunlicher ruhiger

und gefasster Stimme. Dann setzte er den Becher an seine Lippen.

»Das weiß ich bereits, Thorwald. Aber Milk, so wie ich dieses Volk nenne, will doch nur wieder in seine eigene Welt zurückkehren.« entgegnete ich, immer noch mit sorgenvollem Blick auf meinen schwachen Freund gerichtet, der sich jedoch ganz offenbar wirklich rasch zu erholen schien und auch schon erheblich heller leuchtete.

Ich erzählte Thorwald von meinen Erlebnissen, von dem furchterregenden Kir, den Zyklanten und der Gefangenschaft von Patricia, die Thorwald sogleich aufhören ließ.

»Das ist ja entsetzlich!«, rief eine mir ebenfalls sehr bekannte, weibliche Stimme hinter mir. Als ich mich sogleich umdrehte, standen die anderen Druiden, zusammen mit der jungen Mira, die diese Worte gesprochen hatte, im Raum. Freudig begrüßte ich alle und umarmte sogar Mira. Ich hatte nicht mehr daran gedacht, sie hier wieder zu sehen. In der Zwischenzeit hatte Milk wieder menschliche Gestalt angenommen, und Thorwald beobachtete ihn aufmerksam. Der alte Druide schien einen großen Respekt vor Milk zu haben.

Doch dieser stand nun eher hilflos im Raum herum und blickte immer wieder ängstlich zu

Thorwald. Jürgen und Mira brachen schließlich das harte Eis, indem sie zu Milk gingen und ihm begrüßend ihre Hand reichten. Nun konnte man auch wieder ein feines Lächeln in den Gesichtszügen von Milk erkennen, was mir gefiel. Selbst Thorwald reichte ihm nun, aber immerhin erst ganz zum Schluss, seine Hand, obwohl in seinen scharfen Augen noch immer sehr viel Misstrauen zu erkennen war.

Viertes Kapitel

Kir war sehr verärgert, als man ihm die Nachricht überbrachte, dass zwei der Gefangenen entflohen waren. Auch die zahlreichen Suchtrupps, die er dann entsandt hatte, konnten die Entflohenen nicht ausfindig machen. So gab er schließlich missgelaunt den Befehl zum Aufbruch seiner Truppen, zumal man endlich einige Vorräte erbeuten musste. Seine Armee hatte inzwischen keinerlei Reserven mehr zur Verfügung, und schon spürte man wachsenden Unmut unter den Kriegern.

In seiner Jurte wollte er mit Patricia verhandeln und ließ wieder das Energiefeld, welches sie gnadenlos gefangen hielt, erscheinen. Nur dieses Mal war es erheblich größer, so dass man die hellblauen Umrisse von Patricia deutlich erkennen konnte. Dieses größere Energiefeld kostete den alten Kir jedoch sehr viel Energie und seine Hände zitterten unter der großen Belastung.

»Deine Freunde sind entkommen. Sie haben dich hier einfach im Stich gelassen. Du warst ihnen

wohl egal. Was sagst du nun dazu?«, fragte er Patricia provozierend.

»Es ist schön, dass sie dir entkommen konnten. Sie werden mich niemals im Stich lassen, du elender Zwerg. Auch solltest du dich mit mir und auch meinen Freunden eher gut stellen. Wir sind deine einzige Möglichkeit und die einzige Versicherung, dich und deine Zykladenkrieger wieder in deine Heimat zurück zu bringen. Dieses ist wohl auch der einzige Grund, weshalb du mich nun angesprochen und mich am Leben gelassen hast, oder? Aber ich werde dir nur bei der Suche nach deiner Welt helfen, wenn du mich frei lässt und mich unterstützt. Wir müssen zusammenarbeiten.«, entgegnete Patricia mit leiser Stimme und sah Kir dabei ernst an.

Kir schien zu überlegen, und das Aufrechterhalten des Kraftfeldes kostete ihn die ganze Zeit über so viel Energie, dass sich bereits Schweißperlen auf seiner runzeligen Zwergengstirn bildeten.

»Wer garantiert mir denn, dass du mich und meine Armee nicht besiegen, unterjochen oder gar vollkommen auslöschen willst? Schließlich hast du viele meiner Krieger bereits getötet.«, meinte er daraufhin und fiel unter der enormen Belastung

auf die Knie. Auch wurde das Kraftfeld schon wieder erheblich kleiner.

»Ich will dir diese Garantie gerne geben. Aber es waren immerhin deine Krieger, die uns zuerst angegriffen haben, und daher mussten sie mit ihrem Tod rechnen.«, antwortete Patricia. Sie war inzwischen wieder kaum noch hörbar. Kir ließ das Kraftfeld dann wieder in seiner Hand verschwinden und brach geschwächt, neben dem kleinen Feuer, in sich zusammen.

Als er wieder zu sich kam, stand einer der bedeutenderen Unterführer seiner Zykladenarmee vor ihm und meldete die Aufbruchbereitschaft der Krieger, die durch die Schlacht mit Patricia, Milk und mir, erheblich geschwächt worden war. Ebenso waren ärgerlicherweise auch besonders viele dieser großen Reittiere verloren gegangen, da sie offenbar die Gräser dieser Welt nicht vertrugen. Sie waren elendig eingegangen und wurden nun zerteilt, da sich die Zykladen nicht leisten konnten, ihr kostbares Fleisch auf den Feldern und Wiesen zurück zu lassen. So hatte Kir kaum noch eine brauchbare Reiterschaft an seiner Seite, was ihn nicht wenig besorgte.

Kir nickte frustriert und wusste dabei nur zu gut, dass er auf dieser Welt und in dieser Fremde,

in der er und seine Männer gefangen waren, kaum wirklich gute Überlebenschancen hatten. Überall lauerten fremde, gefährliche Lebensformen, und es kam selbst beim einfachen Lagern immer wieder zu blutigen Scharmützeln mit ihnen. Er verließ seine Jurte und stieg auf die bereitstehende Sänfte.

Die Armee der Zyklanten begann sich allmählich in nördliche Richtung zu bewegen, da dieses die Fluchtrichtung der Entflohenen war und Späher dort eine Stadt ausfindig gemacht hatten, in der man vielleicht genügend Nahrung finden konnte.

Immer wieder trafen sie auf fremde, und teilweise sehr unheimlich wirkende Lebewesen. Nach weiteren Verlusten bei seinen Kriegern, gab er schließlich den Befehl, stets sofort und ohne Ansprache anzugreifen und dabei keine Gefangenen zu machen. Das ständige Gefangenhalt von Patricia kostete ihn, selbst in dieser kleinsten denkbaren Form, unheimlich viel Kraft, zumal sich Patricia sehr gegen die Gefangenschaft wehrte. So nahm er ständig Nahrung und Wasser zu sich, um sie nicht freilassen zu müssen.

Nach zwei Tagen näherten sie sich der Stadt, und Kir entsandte einen kleinen Erkundungstrupp, der am Abend wieder zurück sein sollte.

Diese kleine Gruppe erfahrener Krieger kam jedoch nicht wieder, und die ohnehin schon unruhigen Zyklanten wurden immer lauter, da sie sich mehr und mehr in dieser Hölle verloren glaubten. Kir besprach sich mit seinen, ihm untergeordneten Heerführern, und man war sich grundsätzlich nicht sicher, was man annehmen sollte. War die Gruppe in der Stadt geblieben, weil sie dort vielleicht, wie in einem Schlaraffenland, Nahrung und Wein gefunden und ihren Auftrag vergessen hatte. Sicherlich schliefen sie in einem Unterschlupf gerade ihren Rausch aus. Oder waren sie vielleicht doch in die Hände von starken Feinden oder einen üblen Hinterhalt geraten? Obwohl die erste Annahme allen Heerführern erheblich attraktiver erschien, hatte man in der Vergangenheit andere Erfahrungen gesammelt, so dass sie sich schließlich zu einer erhöhten Vorsicht einigten.

Ganz langsam und im Schutz der Nacht näherte sich die Armee der Zyklanten, in klassischer Kampfordnung und höchster Alarmbereitschaft, der Stadt. Nur das Leuchten der großen Feuer in der Stadt erhellte etwas den Himmel und die karge Landschaft.

Plötzlich jedoch brach ein lautes Kampfgeschrei über die Armee herein, und von allen Seiten grif-

fen kleine, affenartige Wesen an. Sie waren nur spärlich bewaffnet, so dass die Zyklanden viele der Angreifer schnell und mühelos töten konnten. Doch der Gegner wich einfach nicht zurück, sondern es schien sogar, als dass jeder der toten Angreifer, durch zwei neue, ganz frische Angreifer ersetzt wurde. Schon nach kurzer Zeit war der Boden, auf dem die Schlacht tobte, mit Blut getränkt. Die riesigen Zyklanden schlugen sich gut, und es gab in ihren Reihen nur wenige Ausfälle. Überall zuckten die magischen roten Blitze auf und schnitten regelrecht ganze Schneisen in das endlos erscheinende Heer der Primaten. Ein Geruch verbrannten Fleisches hing, wie ein bleierner Schleier, über den kämpfenden Massen. Nach einigen Stunden brutalsten Gemetzels, wurden die Zyklanden jedoch immer schwerfälliger, unaufmerksamer, und ihre Kräfte ließen nach. Als sich am Horizont die aufgehende Morgensonne zeigte, hatte man nur noch wenige Reittiere, und die Ausfälle in den eigenen Reihen nahmen dramatisch zu.

Kir blieb zuletzt nichts anderes übrig, als seinen Heerführern schließlich einen geteilten Rückzug zu befehlen. Doch die Angreifer ließen sich einfach nicht abhängen, so dass man im Rücken des fliehenden Zyklandenheeres, ständig weitere schlimme Verluste zu beklagen hatte. Überall lag der Tod

in der Luft, und die morgendliche Sonne beschien ein entsetzliches Schlachtfeld.

Es war irgendwann am späten Vormittag, als Kir von einem Boten in blutbesudelter Kleidung berichtet bekam, dass sich der rückwärtige Teil nicht mehr lange alleine halten konnte. Kaum hatten sich diese alarmierenden Worte in Kirs Kopf festgesetzt, brachen frontal Unmengen dieser affenartigen Krieger durch das Dickicht. Sofort wurde Kir bewusst, dass dieses wohl das Ende seines Heeres bedeuten würde, sofern kein Wunder geschah. Man hatte ihn gnadenlos aufgerieben. Da fiel ihm seine magische Gefangene wieder ein, und er ließ sie, in der verzweifelten Hoffnung auf ein wenig Hilfe, frei.

Sofort nach dem Wegfall des Kraftfeldes, konzentrierte Kir seine ganze Zauberkraft und seine ganze Magie gegen die Angreifer und entfachte eine beeindruckende Feuerwand zwischen den vorderen Kräften des Affenheers und seinen eigenen Kriegern. Jedoch reichte seine Kraft leider nur für die vordere Angriffslinie, so dass sich die Angreifer von hinten immer bedrohlicher an sie heran schlugen.

Inzwischen hatte Patricia ihre menschliche Gestalt wiedererlangt und beobachtete entsetzt das

Kampfgeschehen um sich herum. Sie sah die sterbenden Zyklanden und den völlig verzweifelten Kir und beschloss, sogleich zu handeln. Sie hüllte das ganze Schlachtfeld in ein bläuliches Licht und schloss ihre wunderschönen, katzenartigen Augen. Mit einem Mal wurden die Gräser unter den Sohlen aller Angreifer steinhart und zudem noch scharf wie Rasierklingen. Sofort bohrten die schneidenden Gräser sich tief in die nackten Affenfüße, bis weit nach oben in die Beine. Die Zyklanden jedoch, sie trugen schwere Stiefel, durch die diese Gräser nicht dringen konnten.

Plötzlich hörte man überall nur noch laute Schmerzensschreie, und man konnte beobachten, dass viele der verwirrten Zyklandenkrieger die Situation für sich nutzen, um ihren gepeinigten Gegnern die Köpfe abzuschlagen. Die Affenkrieger wanden sich bereits unter Qualen auf dem Boden und ließen sich ihre Ermordung einfach so gefallen. Patricia drohte sogleich dem verzweifelten Kir, der seine Feuerwand inzwischen wieder zurückgenommen hatte, er solle seine Krieger augenblicklich zurückrufen und mit ihnen fliehen. Sie würde sonst sofort ihre Magie auch auf die metzelnden Zyklanden lenken. Kir tat sehr demütig und wahrscheinlich auch weise, was Patricia ihm angeraten hatte. Die restlichen Zyklanden flohen, zusammen

mit ihrem knochigem Anführer Kir und der holden Schönheit Patricia.

Sie zogen eiligst um die große Stadt herum, wieder in nördliche Richtung und vermieden es, erneut auf die Affenkrieger zu stoßen.

Nach einiger Zeit, als Patricia schließlich glaubte, weit genug entfernt von den Affen zu sein, ließ sie ihre machtvolle Magie aussetzen und war sich ziemlich sicher, dass die Angreifer nicht so schnell wieder zuschlagen würden.

Von dem großen Heer der Zyklanden jedoch, hatten nicht einmal einhundert Krieger überlebt. Viele von ihnen waren verwundet oder einfach nur total erschöpft. Mühsam quälten sie sich durch die unwegsame Landschaft. Kir ließ sich den Verlust seines treuen Heeres kaum anmerken und befahl seine restlichen Krieger nun ganz allein, da keiner der untergeordneten Heerführer die Schlacht mit den Affen überlebt hatte.

Sie kamen verständlicherweise nur sehr langsam voran, hatten zudem keine Nahrung und auch keine Reittiere mehr. Später hatten auf einer nahegelegenen Weide große, Büffel artige Wesen entdeckt, und Kir entsandte eine kleine und noch gesunde Gruppe seiner Krieger zur Jagd. Bereits nach kurzer Zeit kamen sie mit einer großen Men-

ge frischen Fleisches zurück. Kir ließ sogleich kleine, Rauch lose Feuer entzünden und ein kleines Lager aufschlagen.

Patricia wurde von allen Überlebenden kaum mehr beachtet. Man ging ihr aus dem Weg, vielleicht aus Angst oder auch aus Scham, dass man diese heldenhafte Retterin im Kampf gegen die Affenkrieger, zuvor so schlecht behandelt hatte. Kir hatte das Lager stark bewachen lassen, da er noch immer einen weiteren Angriff der Affen befürchtete, was Patricia jedoch, für sehr unwahrscheinlich hielt. Diese Lebewesen hatten nun sicherlich eine gut begründete Angst vor den Zyklanten, da war sie sich sicher. Doch Patricia sollte sich täuschen.

Fünftes Kapitel

Inzwischen hatten Milk und ich von Thorwald erfahren, dass die Beschädigungen des Dammes erfolgreich von den Druiden repariert wurden. Die Löcher waren wieder geschlossen. Jedoch war das Ausmaß der Schäden in dieser Welt erheblich größer, als ursprünglich erwartet. Auch waren weitaus mehr Lebensformen anderer Welten in diese Welt gezogen worden, als von den Druiden zuvor vermutet.

Thorwald sprach davon, dass diese neuen Probleme zwar sehr gravierend, aber wenigstens noch halbwegs überschaubar waren. Man müsse nur lange genug warten, und die natürliche Auslese würde die meisten unerwünschten Lebensformen von ganz alleine auslöschen. Die überlebenden, starken Lebensformen wären dann sehr leicht aufzuspüren und könnten dann systematisch ausgeschaltet werden.

Im Verlauf des gesamten Vortrags von Thorwald wurde mir immer unwohler, da diese Worte unmissverständlich bedeuteten, dass die Druiden planten, alle fremden Lebensformen auf dieser Welt tatsächlich einfach so zu töten und auszulöschen.

Ich fragte naiv in die Runde, ob es nicht doch möglich war, diese Lebewesen wieder in ihre Heimatdimension zu bringen. Jürgen erklärte schmunzelnd, dass dieses nur wieder neue Löcher oder Risse in die Mauer zwischen den parallelen Welten reißen würde. Man stünde dann wieder vor dem gleichen Problem, wie zu Anfang dieser ganzen Misere.

Mir wurde diese ganze Sache plötzlich einfach zu viel und sah das Milk, während dem gesamten Gespräch, einen völlig abwesenden Eindruck auf mich gemacht hatte.

Ich wurde mir nun darüber bewusst, dass diese Druiden ihre wahnsinnige Macht zum skrupellosen Vernichten ganzer Massen an Lebewesen einsetzen wollten. Tatsächlich war für sie alles nur ein nettes Spiel, ein willkommener Zeitvertreib, um Magie und Macht. Dieser Druidenzirkel bestand aus den wahren Teufeln dieser Welt und waren um Vieles schlimmer, als dieser alte Zwerg Kir.

Langsam und kaum merklich bewegte sich Milk auf die Holztür zu. Es war für mich ganz offensichtlich, er wollte fliehen, sein eigenes Leben retten, oder es zumindest verteidigen. Jedoch würde eine Flucht vor den mächtigen Druiden schierer Wahnsinn sein, da ihre Macht alles bisher Dagewe-

sene überstieg. Doch Milk wagte es tatsächlich. Er riß die Tür auf und rannte hinaus, wo er sich sofort in seine, mir inzwischen schon vertraute Kugelform verwandelte. Jedoch war Thorwald wieder einmal schneller und schnitt ihm den Weg ab. Die Kugel Milk schoss sofort in den Boden, um sich unter Thorwalds Füßen hindurch zu graben.

Inzwischen war auch ich nach draußen gerannt und sah, wie Thorwald seine knorrigen Hände auf den Boden legte. Nach einigen seltsamen Beschwörungen, spaltete sich grollend der Boden und Thorwald griff einfach nach Milk, der sich inzwischen schon ziemlich weit nach unten gebohrt hatte. Nun wurde ich selbst von hinten kräftig gepackt. Der Druide Jürgen warf mich brutal zu Boden. Wir beide rangen eine Weile miteinander, bis auch er einige beschwörende Worte ausrief. Ich schlug ihm dabei derbe auf seine Nase und trat ihm in seine Weichteile, so dass ich mich schließlich befreien konnte.

Dann rannte ich den Waldweg entlang, bis ich zu dem abgestellten Mercedes kam. Plötzlich leuchteten vor mir die Scheinwerfer auf und die Beifahrertür wurde aufgerissen. Gehetzt blickte ich mich um und sah, wie der Druide Jürgen auf eine gigantische Spinne stieg. Wahrscheinlich war sie

das Produkt seines magischen Spruchs zuvor. Dieses acht beinige Ungetüm setzte sich sofort in Bewegung und nahm ohne Verzug die Verfolgung zu mir auf. Mit einem Aufschrei des Entsetzens und der Angst sprang ich in den geöffneten Mercedes, der dann auch sofort anfuhr. Ich blickte auf und sah in die klaren Augen der jungen Mira.

Wir konnten Jürgen auf seiner Höllenspinne mit dem Wagen gut auf Distanz halten, obwohl wir nicht übermäßig schnell voran kamen. Aber der Weg war sehr schmal, was uns von Nutzen war. Ich hoffte aber dennoch, dass wir bald die Straße erreichen würden, um diese beiden grässlichen Verfolger endlich abschütteln zu können. Doch es sollte wieder einmal anders kommen.

Wir sahen plötzlich auf dem Weg vor uns, einen umgestürzten Baum liegen. Mira legte eine Vollbremsung hin, wir rutschten auf dem weichen Waldboden zum Stillstand, und ich sprang sofort aus dem Wagen. Der Baum war nicht sehr groß, aber unerwartet schwer. Ich schaffte es einfach nicht alleine, ihn vom Weg herunter zu bekommen. Doch schon war Mira an meiner Seite, und wir zogen gemeinsam den Baum auf die Seite. Die Anstrengungen waren für uns beide enorm, und wir keuchten beide nach Luft, während wir die

großen, behaarten Spinnenbeine um die Biegung tasten sahen. Endlich im Wagen wieder angekommen, hatte der fiese Druide uns schon fast erreicht.

Mira fuhr sofort an, während ich sorgenvoll zurückschickte und beobachtete, wie die Riesenspinne mit einem ihrer tastenden Beine auf unseren Kofferraum trat. Dabei verursachte sie ein lautes, kratzendes Geräusch, das Mira aufschreien ließ. Das Auto sackte durch das Gewicht des Untiers am Heck nach unten, und Mira schrie erneut hysterisch auf. Sie gab plötzlich Vollgas, die Reifen drehten auf dem feuchten Boden durch. Dann gab es einen starken Ruck, und wir schossen halbsbrecherisch den schmalen Weg entlang. Die Spinne jedoch, sie hatte durch diese gewagte Aktion ihren Halt verloren und kam ins Wanken. Ich konnte noch beobachten, wie der Druide Jürgen schreiend, immer wieder auf sie einschlug, bis dieses makabere Szenario von der Dunkelheit der Nacht geschluckt wurde.

Wir erreichten schließlich die Straße und beschleunigten in Richtung Süden, um in die große Stadt zu gelangen, die Milk und ich einst gemieden hatten. Nach einiger Zeit ohne Verfolger waren wir uns sicher, dass wir den Druiden mit seiner Spinne abgehängt hatten. Der Schreck lag uns

beiden aber immer noch sehr in unseren Knochen. Wir konnte es kaum fassen, dass wir diese alten Druiden früher einmal »unsere Freunde« genannt hatten. Die Straße fanden wir zum Glück nur wenig versperrt vor, und kamen relativ gut voran. Ich war in tiefen Gedanken um meinen Freund Milk und wünschte ihm sehr, dass auch ihm seine Flucht geglückt war. Thorwald hätte ihn ansonsten bestimmt unverzüglich getötet. Ja, ohne zu zögern würde Thorwald ein ganzes Volk vernichten, da war ich mir inzwischen sicher.

Während Mira sich auf die schmutzige Straße konzentrierte, blickte ich stumpfsinnig aus dem Fenster, da ich nicht einmal annähernd wusste, wie nun alles weitergehen sollte. Würden wir jemals wieder normale Zustände vorfinden?

Ich wusste es nicht und war mir sicher, dass auch die kesse Mira darauf keine Antwort hatte. Ich gab ihr einige Anweisungen, da ich den Weg zur Stadt besser kannte, als sie.

Nach langer Fahrt hielten wir an einem großen Haus, da wir nach brauchbaren Gegenständen für uns suchen wollten. Auch hing meine ganze Kleidung fast in Fetzen an mir herunter. Ganz unbehaglich wurde mir, als mir schließlich bewusst wurde, dass wir beide noch immer unbewaffnet

waren. In dieser Gegend wimmelte es nahezu von fremden Wesenheiten. Ohne Waffen waren wir denen völlig hilflos ausgeliefert.

Wir stiegen aus und begaben uns, über die Gartenwiese hinweg, zur Eingangstür. Sie war fest verschlossen. Ich öffnete sie mit einem gewaltigen Fußtritt, so dass sie krachend gegen die Wand schlug. Während Mira das Erdgeschoss durchsuchte, in dem sich Küche, Wohnzimmer, Bad und Esszimmer befanden, durchsuchte ich die Schlafzimmer im Obergeschoss und den Dachboden. Außer einige Küchenmesser, fanden wir keine Waffen. So war das eben in Deutschland. Hier hatten die Menschen keine Waffen. Sie waren einfach nicht erlaubt.

Wären wir in den Vereinigten Staaten gewesen, würden wir nicht vor so einem Problem gestanden haben. Was ich früher für gut und wünschenswert empfunden hatte, empfand ich heute als eine Art Fluch. So hatte sich inzwischen alles geändert. Jedoch konnten wir uns beide wenigstens neu einkleiden und erbeuteten auch genügend Essbares in Konserven. Auch einige volle Bierdosen hatte ich gefunden, was meine Laune wesentlich verbesserte. Unsere neue Kleidung leider etwas zu groß, aber sie schien ziemlich robust zu sein. Auch fand

ich einen schwarzen Anzug in einem der Schränke, musste aber dann lachen, als ich daran dachte, wie die Affenmenschen oder diese kriegesischen Zyklanten staunen würden, wenn ich in einem schwarzen Anzug mit Krawatte vor ihnen stehen würde. Man konnte deutlich hören, wie Mira unsere Beute im Fahrzeug verstaute.

Eilig begab ich mich zu ihr, um ihr zu helfen, damit wir schleunigst weiterfahren konnten. Im fahrenden Auto fühlten wir uns am sichersten. Gerade als wir die Türen des Mercedes wieder geschlossen hatten, tauchten einige der bekannten Zyklantenkrieger auf und verteilten sich um den Wagen herum.

Mira startete den Wagen sofort, als einer der Krieger ihr Seitenfenster einschlug und sie mit einem beeindruckenden Breitschwert bedrohte. Wow, war das eine beeindruckende Waffe, die er da durch das Fenster geschoben hatte. Die Klinge war riesige und aus robustem Metall, dazu reich verziert.

Sie schien rasierklingenscharf und dazu einige satte Kilogramm schwer zu sein. Ein Kampf gegen diese Recken war ohne Waffen vollkommen aussichtslos, so dass wir demütig ausstiegen und uns ohne Gegenwehr an unseren Armen fesseln ließen.

Die Krieger schulterten uns und beluden sich auch mit unserer Beute, bevor sie in unerwartet hoher Geschwindigkeit in Richtung Südwest aufbrachen, um schließlich zu einem nahegelegenen Waldgebiet zu kommen.

Im Wald bewegten sie sich sehr geschickt, und ich erinnerte mich an meine Flucht aus dem Lager der Zyklanten. Mit der Zeit verlor ich wieder einmal die Orientierung, obwohl der frische Morgen bereits dämmerte. Leider konnte ich keinerlei Orientierungspunkte finden, was wohl auch daran lag, dass wir nur sehr unsanft getragen wurden.

Nach einiger Zeit verlangsamten die Krieger ihre Geschwindigkeit und hielten kurz darauf an. Einer von ihnen, er war wohl der Anführer, schlich alleine in einen dichten Tannenwald hinein, um wenige Augenblicke später mit einem anderen Krieger wieder zurückzukehren. Man wechselte einige dieser fremdartigen Zyklantenworte.

Dann begab sich die ganze Gruppe mit unseren Sachen und uns auf den Schultern, in den Tannenwald hinein. Die Äste der Nadelbäume zerkratzen mir das Gesicht. Auch Mira schrie inzwischen immer wieder auf, so dass ich annehmen konnte, daß es ihr ähnlich ging. Die kleine Gruppe näherte sich einer Lichtung, auf der man einige Lagerfeuer

glimmen sehen konnte. Dort angekommen, wurden wir unsanft auf den Boden geworfen.

Eine mir sehr bekannte Stimme rief: »Los, bindet ihnen die Fesseln ab!«

Die Krieger befreiten mich daraufhin unverzüglich von den Fesseln. Ich drehte mich um und sah in das Fratzen artige Gesicht von Kir, der mich unerwarteter weise anlächelte. Dabei war ich mir nicht sicher, ob ich sein Lächeln oder sein Grimmen hatte besser finden sollen. Doch ich erkannte immerhin die offene Geste. Er streckte die alte Hand zu mir aus, um mir auf meine wackeligen Beine zu helfen. Ich schreckte jedoch verständlicherweise zurück, da ich mich noch sehr gut an die Schmerzen seiner Nadelblitze in meiner Hand erinnern konnte und stand somit lieber selbst auf.

Inzwischen war auch Mira wieder auf die Beine gekommen und ich stellte brummend vor: »Mira, dieser Zwerg ist Kir, der miese Boss dieser hässlichen Monstertruppe hier, die sich selbst Zyklanden nennen.«

Mira blickte mich nur ein wenig ängstlich an und wäre wohl lieber in Ohnmacht gefallen. Ich spürte dann, wie sich eine kleine Hand auf meine Schulter legte und drehte mich erschreckt um. Nun jedoch, wäre ich jedoch fast ohnmächtig geworden,

denn hinter mir stand eine wunderschöne, blonde Frau mit katzenartigen Augen, die eine faszinierende Magie ausstrahlten. Es war meine geliebte Patricia.

Wir umarmten und küssten uns leidenschaftlich, während Kir die noch immer scheue Mira, an eines der Feuer einlud, um etwas zu essen. Patricia und ich gesellten uns ein wenig später dazu und erzählten einander unsere Erlebnisse.

Nachdem wir alle unseren Erzählungen beendet hatten, schwiegen wir betroffen, und bei Mira konnte man kleine Tränen in den Augen blitzen sehen. Kir stand auf und ging, ohne ein Wort zu sagen, ein kleines Stück in den Wald hinein. Er wollte wohl ein wenig alleine sein, da die neuen Nachrichten für seine Krieger und ihn entweder den Tod oder die ewige Verbannung bedeuteten. Verbannung in dieser für ihn so grausamen und fremden Welt war für ihn schlimmer, als der Tod.

Zudem war er sich darüber klar, dass er diese Tatsache wohl bald seinen Männern mitteilen musste. Eine wahrlich nicht einfache Aufgabe, selbst für einen so großen Kriegsherrn und Magier, wie er es war. Schließlich waren ihm diese furchtlosen und tapferen Männer immer treu ergeben gewesen. Es waren letztlich Kameraden, auch wenn

sie meistens nur das Leiden und den Tod als gemeinsame Konstante, stets um sich herum hatten.

»Ich hatte schon gedacht, dich niemals wiederzusehen.«, meinte ich unterdessen zu Patricia. Doch auch sie schien sehr betroffen zu sein, da sie sich nun zwischen den Feuern der Welten und der Druiden sah. Sie musste sich entscheiden, welcher Welt sie dienen wollte. Würde sie den Druiden zur Seite stehen, war es ihre Aufgabe, alle hier im Lager, auf der Stelle zu töten. Immerhin waren die Druiden ihre Erschaffer. Sie war das Werk Thorwalds, der sie erschuf, um ihm treu zu dienen. Konnte sie einfach ihren Herrn verraten? Sie bedachte allerdings auch, dass man sie ursprünglich dazu erschaffen hatte, um Leben zu retten und Gutes zu tun. Doch die Druiden folgten nicht mehr diesem Weg. Ihre schier grenzenlose Macht hatte sie korrumpiert und ihren Anstand verdorben. Würde sie sich jedoch gegen die Druiden stellen und dabei helfen, die Welten von diesen gewissenlosen Bestien zu befreien, so musste sie mit dem Tod des letzten Druiden rechnen, selbst auch zu sterben.

Dieses war die uralte Bedingung jener Magie, mit der sie erschaffen wurde. Sie konnte nur weiter bestehen, wenn sie einen der mächtigen Druiden

überleben ließ, um von ihm ihre Lebensenergie zu ziehen. Es konnte auch nur die Lebensenergie sein, die eine Beziehung zu dieser Welt hatte, in der sie erschaffen wurde. Daher half es ihr auch nicht, daß Kir ihr angeboten hatte, nach dem Tod des letzten Druiden, etwas von seiner Kraft zu überlassen. Er stammte nicht aus dieser Welt.

Es war ein wirklich trauriger Morgen, an dem niemand von uns sehr viel sprach. Auch drangen nur ganz vereinzelt feine Sonnenstrahlen durch den dichten Nadelwald, so dass es überall auch noch frustrierend kühl und düster war.

Es war erst gegen Mittag, als sich Patricia, Kir, Mira und ich wieder an das kleine Feuer setzten. Wir besprachen unsere jeweiligen Positionen und planten gemeinsam unser weiteres Vorgehen. Patricia hatte sich entschieden und teilte uns mit, dass sie sich unserer Seite anschließen wollte. Sie meinte, dass sie eine neue Gemeinschaft bilden sollten, um den böartigen Druiden wenigstens ein wenig entgegensetzen zu können. Man sollte versuchen, möglichst viele dieser fremden Lebensformen, mit ihren jeweiligen Stärken und Fähigkeiten, in dieser Gemeinschaft zu vereinen. Es ging schließlich um das nackte Überleben aller Gestrandeten auf dieser Welt.

Kir zögerte etwas und schien uns nicht richtig vertrauen zu wollen. Zu fremd war diese Welt und seine Wesen für ihn. Ich erzählte ihm von vielen einzelnen Pfeilen, die man einzeln leicht zerbrechen konnte. Doch bündelte man sie, so war es selbst einem starken Krieger nicht möglich, diesen Bund zu brechen. Er kannte diese Geschichte noch nicht, nickte doch zustimmend. Patricias Ansicht teilten wir dann doch schließlich alle, und Kir meinte dazu ergänzend, dass man ebenso versuchen sollte, die einzelnen Magien und Rituale der verschiedenen Völker zu vereinen, um daraus eine große machtvolle zu erhalten. So glaubte er, habe man zumindest eine winzige Möglichkeit, diese Gruppe der Druiden vielleicht doch zu besiegen. Eventuell konnte man auf diese Weise sogar den alten Zustand wieder herzustellen. Eine neue Gruppe Magier in dieser Welt zu erschaffen, um damit das Überleben von Patricia zu sicherzustellen, wäre eine denkbare Option. So einen magischen Bund konnte man zudem auch dazu einsetzen, um ein neues und geschütztes Gleichgewicht herzustellen.

Da man aber auch ständig mit feindseligen und primitiven Lebensformen rechnen konnte, blieb es für ihn unerlässlich, ein neues, großes Schutzheer aus den besten und mutigsten Kriegern aufzubauen.

en. Die jeweiligen Anführer der verschiedenen Lebensformen, sie sollten den führenden Stab dieses neuen Heeres bilden und dabei alle die gleiche, paritätische Stimmberechtigung erhalten. Mira und ich sollten als Vertreter dieser Welt, ebenso dem Stab angehören.

Das war typisch für diesen Kir. Sofort dachte er an den Aufbau neuer Machtstrukturen, während die alte nicht einmal besiegt war. Allerdings war mir auch klar, dass es Regeln und Führung in dieser Welt gegen musste, wollte man ein lebenswertes Leben für alle sicherstellen. Alle waren daher mit Kirs Plänen zunächst einverstanden und gaben ganz besonders auch Patricia Recht. Sie befand sich in einer sehr üblen Lage, und wir nahmen alle die Größe des Opfers wahr, das sie für uns zu geben bereit war.

Doch die Druiden wurden immer stärker und planten bereits unsere Vernichtung, wie wir auch ihre Vernichtung planten. Daher beschlossen wir nicht länger zu warten, sondern gleich zu handeln. Kir informierte die Zyklanden über unsere grünen Beschlüsse und gab dem neu gegründeten Stab die Befehlsgewalt über die kläglichen Reste, des einst so gewaltigen Heers.

Wir blieben allerdings noch einige Tage in diesem düsteren Wald, um uns mit möglichste vielen Vorräten einzudecken, uns dabei zu stärken und um uns gegenseitig besser kennenzulernen. Glücklicherweise hatte man uns in diesem Wald offenbar nicht vermutet, so daß wir nicht von den Druiden oder anderen Feinden angegriffen wurden. Viele der schwachen und verletzten Zyklantenkrieger konnte sich daher ganz gut erholen.

Oft dachte ich in dieser Zeit an meinen Freund Milk und hoffte, dass ihn die Druiden nicht gefangen hatten. Sie hätten ihn sicherlich sofort getötet. Auch war ich natürlich viel Zeit mit Patricia zusammen. Wir unterhielten uns viel, vermieden es aber peinlichst, Zukunftspläne für uns zu schmieden. In dieser Zeit im Wäldchen vergaßen wir einfach für immer wieder kleine Augenblicke unsere schlechte Situation und genossen dabei diese kurzen Zeiten sehr. So geschah es, dass wir uns auch körperlich ein wenig näher kamen. Wir genossen die Nähe und küssten uns im Schatten der Bäume immer wieder. Dabei kam es immer wieder auch vor, dass wir uns gegenseitig streichelten und ich ihre festen Brüste zärtlich befühlte. Doch obwohl uns beide die Lust aufeinander immer wieder fest im Griff hatte, siegte doch stets die Vernunft, sich im Schatten dieser Krieger nicht mehr zu geben.

Eines Tages kam es dann zu einem unerwartet schnellen Aufbruch des Heeres. Wir mussten Ausschau nach weiteren Verbündeten halten. Sicher war das keine leichte Aufgabe, und sie steckte voller gemeiner Gefahren. Die Zeit war jedoch gegen uns, und wir alle fühlten das zunehmend.

Am Abend vor unserem Aufbruch entsandte der kriegserfahrene Kir in alle Richtungen erfahrene Späher, die am nächsten Morgen wohlbehalten wieder im Lager eintrafen und uns berichteten. Nur einer von ihnen hatte in südwestlicher Richtung für uns interessante Lebensformen entdecken können, die unsere Auswahlkriterien zu erfüllen schienen. Ein weiterer Späher berichtete auch von der blutigen Spur des Affenheers, das sich offenbar in Richtung Osten bewegt hatte.

Kurze Zeit später brach dann auch unser kleines Heer, aus immerhin etwa einhundert Zyklandenkrieger, Kir, Mira, Patricia und mir, nach Richtung Südwesten auf.

Nach einem halben Tagesmarsch trafen wir auch auf die uns gemeldeten Lebensformen. Es waren etwa zehn Humanoide, die sich jedoch sowohl auf vier Beinen, als auch auf zwei Beinen fortbewegten. So konnten sie mit allen vier Extremitäten zugreifen und arbeiten. Sie waren dadurch

sehr wendig und schnell und sahen dabei fast so aus, wie wilde Menschen mit einem besonders großen Hinterkopf. Die seltsam anmutende Gruppe war mit kleinen Schwertern, als auch mit Pfeil und Bogen ausgestattet.

Vorsichtig umzingelten wir sie, ohne dass sie uns zu bemerkten. Zumindest glaubten wir das. Wir beschlossen das ich, als ebenfalls humanoides Wesen, zusammen mit Kir, zunächst allein mit ihnen in Kontakt treten und verhandeln sollten. Wir beide betraten daraufhin die Lichtung, auf der diese Wesen ganz offensichtlich ihr Lager aufgeschlagen hatten.

Unser Erscheinen verwunderte die Wesen zu unserem Erstaunen kaum. Nur drei von ihnen brauchten ihre Aktivitäten ab und kamen auf ohne Furcht uns zu. Wir waren unbewaffnet und hatten kleine Geschenke mitgebracht, die wir ihnen mit freundlichen Mienen anboten. Wie ich schon erwähnt hatte, war Kirs freundliche Miene dabei unser größtes Problem, da sie zum Fürchten war. Die Fremden nahmen uns unsere Geschenke interessiert ab und unterhielten sich in einer, mir tatsächlich noch halbwegs verständlichen Sprache. Ihre Worte klangen wie tiefstes Niederdeutsch aus dem süddeutschen Raum, jedoch mit vielen eingeflo-

tenen Zischlauten. Sie waren sich offensichtlich nicht ganz sicher, was sie mit unseren Geschenken anfangen sollten.

Ich begrüßte sie auf Hochdeutsch und meinte, dass wir in friedlicher Absicht kamen und dringend mit ihrem Anführer sprechen wollten. Verwundert blickten sie mich an. Doch sie schienen mich verstanden zu haben, da sie uns mit einem Lächeln im Gesicht mitteilten, dass es mit unserer friedlichen Absicht nicht so ganz glaubhaft für war, da man die vielen bewaffneten Krieger in der umliegenden Landschaft längst bemerkt hatte. Wir erklärten, dass dies nur eine reine Vorsichtsmaßnahme gewesen war, da man in dieser Welt bisher allerlei schlechte Erfahrungen gemacht hatte.

Kir erzählte ihnen von den Affenkriegern, und ganz plötzlich konnte man in den Gesichtern dieser merkwürdigen Wesen eine starke Erregung aufkommen sehen. Sie baten uns an ihre Feuerstelle, und wir nahmen ihr Angebot natürlich sofort dankend an. Da wir kaum mehr an eine akute Gefahr glaubten, ließen wir unser kleines Heer kreisförmig um das Lager der Fremden rasten. Patricia und Mira setzten sich zu uns an das Feuer, und wir fragten diese Wesen immer wieder nach einem Anführer. Auch erkundigten wir uns bei ihnen

darüber, wie viele von diesen Kreaturen es noch in diese Welt verschlagen hatte. Daraufhin griff eines der eigentlich friedfertig aussehenden Wesen in einer irrsinnigen Geschwindigkeit zu seinem Bogen, setzte einen langen Pfeil an und entzündete ihn an dem Feuer vor uns. Kir wollte schon abwehrend aufspringen, doch ich hielt ihn zurück. Auch die fremdartigen Wesen beschwichtigten uns zur Ruhe und beteuerten Kir, dass man ihn nicht angreifen wollte. Der Bogen wurde mit knarrendem Geräusch gespannt, und der Pfeil wurde surrend hoch in die Luft geschossen.

Nur wenige Augenblick später war unser gesamtes Heer von mindestens fünfhundert dieser Kreaturen umzingelt. Viele von ihnen ritten Pferde ähnliche Geschöpfe, die mit einem ungewöhnlich kräftigen Körper und langen Hinterbeinen ausgestattet waren. Diese ermöglichten es ihnen, enorme kraftvolle Sprünge zu vollbringen. Allerdings sahen sie auch sehr komisch aus, da sie große, befellte Schlappohren an der Seite hängen hatte, die ihnen die Anmut von Riesenkaninchen verliehen.

Gerade als die ersten Zyklandenkrieger in wilder Panik zu ihren Waffen greifen wollten, gab Kir schreiend den Befehl, die Waffen stecken zu lassen. Daraufhin sonderte sich eine kleine Gruppe

von Reitern ab und ritt langsam auf uns zu. Nein, wollte ich auch hier ehrlich sein, so war es mehr das Hoppeln riesiger Kaninchen, mit dem sie auf uns zu kamen. Bei uns angekommen, stiegen zwei dieser Wesen von ihren schlappohrigen Reittieren ab und gesellten sich zu uns, an das gemeinsame Feuer. Nachdem wir uns gegenseitig ausgiebig gemustert und anerkennend zugnickt hatten, setzten wir uns alle wieder auf den Boden, und es wurde noch einmal deutlich unsere friedliche Absicht betont. Man erklärte uns, dass wir es hier mit einer kleinen Gruppe des Volkes der *Uhi* zu tun hatten, die nur ein Teil einer friedlichen Truppenverlegung gewesen waren, als sie sich plötzlich hier, in dieser fremden Welt, wiederfanden.

Vor einigen Tagen hatten sie noch weitere Gruppen ihres Volkes gefunden, nur einige Bauern mit ihren schutzlosen Familien. Leider waren alle kaltblütig getötet worden. Bei ihren Mördern handelte es sich um eine affenähnliche und brutale Rasse, die gewissenlos über die wehrlosen Bauern hergefallen waren. Dieses konnte man aber auch nur anhand einiger zurückgelassener Leichen der Affen mutmaßen, da es keinerlei Überlebende dieser Angriffe gab.

Einige Spähtrupps berichteten zudem von einem gewaltigen Schlachtfeld in der unmittelbaren Nähe und vielen hässlichen, marodierenden Lebewesen, die gierig über die faulenden und inzwischen erbärmlich stinkenden Kadaver hergefallen waren.

Nachdem die Abgesandten der Uhi gesprochen hatten, erzählten wir unsere Geschichte, sowie alle Einzelheiten über unsere Mission. Dabei sahen wir, wie sich die Gesichter der Fremden zunehmend verfinsterten.

»Ich bin Uhibada und Anführer dieser Uhigruppe. Was ihr uns erzählt habt, stimmt mich sehr traurig. Es lässt die Möglichkeit, irgendwann wieder in unsere eigene Welt zu kommen, nahezu in Rauch aufgehen. Auch erscheint mir die Möglichkeit hier zu überleben, sehr gering, da diese schrecklichen Druiden offenbar sehr starke und erbarmungslose Ungeheuer sind. Eure Berichte sind sehr entmutigend, aber auch sehr ehrlich, und dafür danke ich euch.«, sagte ein sehr unscheinbar und fast schon etwas dümmlich wirkender Uhi in seinem eigenartigen Dialekt zu uns. Niemals hätte ich auch im Traum nur daran gedacht, dass gerade dieser unscheinbare Uhi der Anführer dieser Gruppe sei. Er hinterließ auf mich einen fast unter-

setzten Eindruck und war seinem Aussehen nach, der offenbar jüngste Uhi der Gruppe.

»Doch, ich glaube es gibt sehr wohl eine Möglichkeit, wieder in unsere Heimatwelten zurückzukehren. Der Druide, der sich selbst Thorwald nennt, besitzt ein kleines Notizbüchlein, in dem der machtvolle Zauber, der uns alle hierher gebracht und verbannt hat, aufgezeichnet ist. Auch war Mira bei dem Ritual anwesend gewesen und könnte uns vielleicht dabei hilfreich zur Hand gehen, diesen Zauber rückgängig zu machen.

Schwierig wird es nur sein, an Thorwalds Buch heranzukommen. Aber es ist wenigstens eine kleine Chance für uns und unsere Zukunft.«, meinte ich energisch, und alle sahen mich erstaunt an.

»Richtig, du hast recht Matze! Ich war bei dem Ritual ebenso dabei und bin sogar ein wichtiger Bestandteil von ihm.«, rief Patricia dazwischen.

Es ging ein leises Raunen durch die Gruppe am Feuer.

»Wir werden uns beraten und euch unsere Entscheidung mitteilen. Bis dahin lade ich euch ein, unsere Gäste zu sein. Zwar leben wir hier auch nur in aller Bescheidenheit. Aber was uns gehört, soll auch euch gehören, solange ihr unsere Gäste

seid.«, sagte Uhibada, und wir nahmen dieses Angebot dankend an.

Es wurde uns reichlich Fleisch und ein Wein ähnliches Getränk angeboten, während einige der UhiKrieger uns ihre beeindruckenden Kampfkünste demonstrierten. Wir betrachteten dieses Schauspiel mit großer Bewunderung, da die Uhi einfach meisterliche Bogenschützen waren. Auch im Zweikampf erwiesen sie sich, als erstaunlich wendig und konnten auch sehr gut mit Axt und Breitschwert umgehen. Sehr interessant war jedoch ihre Fähigkeit, in bestimmten Situationen, eine besondere Art Schutzschild um sich herum aufzubauen, dass jedoch nur immer nur kurz stabil blieb und dabei leider auch den Kriegern einiges an Kraft kostete. Genau diese Fähigkeit erklärte aber auch, warum die UhiKrieger den Pfeil und Bogen als ihre Hauptwaffe einsetzten, da so ein Pfeil meistens sein Ziel unerwartet traf und sie damit den Schutzschild des Feindes umgehen konnten. Auch setzten sie verschiedene, scheinbar sehr effektive Pfeilgifte ein. Eines dieser Gifte lähmte sein Opfer für einige Stunden, ein anderes Gift tötet selbst nach einem leichten Streifschuss, in nur wenigen Sekunden. Ebenso waren die Sinnesorgane der Uhi erheblich empfindlicher angelegt, als bei den Menschen oder den Zyklanten. Daher war man bei unserer ersten

Begegnung nicht sonderlich über unser Auftauchen überrascht, da man unser laienhaftes Anschleichen längst bemerkt hatte.

Wir erfuhren, dass ihre ungewöhnlichen Reittiere bis zu zehn Meter weit springen konnten und eine sehr stabile Haut besaßen, die von einem starken Pfeil lediglich nur oberflächlich angekratzt werden konnte.

Eine große Schwäche der Uhi jedoch war, dass diese Wesen fast überhaupt keinen Geruchssinn besaßen und ihre Küche aus diesem Grund grauenhaft zusammengestellt war und sehr fade schmeckte. Wir mussten uns sehr bemühen, uns diesen Makel nicht anmerken zulassen.

Nach einiger Zeit gesellte sich Uhibada wieder zu uns und informierte uns darüber, dass die Uhi sich beraten hatten und sich uns anschließen wollten. Schließlich hatte man kaum eine andere Wahl, auf dieser Welt und unter den Druiden bestehen zu können.

Diese Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch das gesamte kleine Heer, und überall konnte man deutlich die Erleichterung spüren und auch immer wieder lautstark hören. So verbrachten wir schließlich den restlichen Tag und die fol-

gende Nacht friedlich zusammen, an unseren kleinen Feuern.

Es wurden gemischte Wachen aufgestellt, doch es blieb, bis auf einen einzigen unbedeutenden Zwischenfall mit einem kleinen Raubtier, ruhig. Dieses Raubtier hatte eine Wache ziemlich wütend angefallen und ein paar üble Fleischwunden zugefügt. Das Tier wurde mit einem gezielten Pfeilschuss jedoch lediglich nur gelähmt und sollte in den ersten Stunden des neuen Tages geschlachtet werden. Der angefallene Zykladenkrieger starb allerdings nach einigen Stunden, an seinen schweren Verletzungen.

Der neue Tag brach heran und ein lauter Schreidrang durch das noch immer sehr verschlafene Lager.

In dem Käfig, in dem dieses wütende Tier gefangengehalten wurde, lag ein toter Uhi-Krieger, der an der gleichen Stelle eine Pfeilverletzung aufwies, wie man dem gefangenen Tier zugefügt hatte. Es wurde auch festgestellt, dass der Uhi an einer beträchtlichen Menge des gleichen Pfeilgiftes gestorben war. Uhibada ließ die ganze Umgebung absuchen, da er an eine hässliche Magie glaubte, dessen Ursprung im Lager, oder ganz in der Nähe zu suchen war. Zwischenzeitlich hatten die Zy-

klanden anstandslos die gesamte Lagerbewachung übernommen. Allerdings blieb die Suche nach dem Mörder ergebnislos, und das Heer rüstete sich schon bald wieder zum Aufbruch, einem Aufbruch in eine ungewisse Zukunft.

Gegen Mittag schließlich war es dann so weit. Dieses seltsam anmutende Heer zog weiter nach Richtung Südwesten. Aus einigen Dörfern erbeuteten sie eine ansehnliche Menge brauchbaren Materials, wie Lebensmittel in Dosen, Benzin, Eisen, Haushaltsgegenstände, aber auch einige Waffen, die man aus einem Waffenladen geplündert hatte. Erst wollten die wilden Zyklanden an diesem Geschäft vorbeiziehen, ohne es weiter zu beachten. Als ich ihnen jedoch erklärte, dass dieses alles sehr brauchbare und wirkungsvolle Waffen waren, und ich ihnen dann noch demonstrierte, wie man die vielen Pistolen und Gewehre einsetzte, waren sie gleich mächtig interessiert. Nachdem einige von ihnen mit den Waffen ausgestattet waren, ließen sie sich ein wenig von mir einweisen. Danach stopften sie sich Munition in ihre Taschen und behangen sich mit den modernen Waffen der Menschen. Auch Mira und ich taten es ihnen sofort nach und fühlten uns dann, mit den Waffen in der Hand, schon erheblich sicherer.

Ich dachte darüber nach, vielleicht eine Kaserne oder etwas Militärisches in der Umgebung zu finden. Denn dort würden sicher bessere Waffen zu finden sein.

Gegen Abend kam es wieder zu einem Zwischenfall, der dem Ereignis des Vortages sehr ähnelte. Ein Geschöpf, welches einem Tiger ähnelte, fiel wieder einen der Zyklandenkrieger an und tötete ihn. Dieses Geschöpf wurde nun jedoch eingefangen, gebunden und in einen tragbaren Käfig gesperrt. Bei dieser merkwürdigen Aktion wurden auch zwei Uhi-krieger leicht verletzt. Nur die ausgeprägte Wendigkeit dieser Krieger ließ es jedoch zu, dass dieses aggressive und flinke Geschöpf überhaupt eingefangen werden konnte. Um eine weitere Flucht zu vermeiden, ließ Uhibada den Käfig zusätzlich durch erfahrene Männer bewachen. Er hoffte natürlich auch, dass es uns durch dieses Vorgehen vielleicht gelingen würde, die fremde Magie zu entlarven, die er hinter dieser Sache vermutete.

Es dauerte auch überhaupt nicht lange, bis wir dazu eine Gelegenheit bekamen. Doch dieser wären wir besser aus dem Weg gegangen. Wir konnten heimlich beobachten, wie sich aus dem seltsamen Raubtier ganz langsam ein Uhi-krieger formte.

In dieser gefesselten Form, sah dieser ziemlich bemitleidenswert aus. Kir riet jedoch gleich ab, ihn sofort von den Schnüren zu befreien und wollte ihn lieber vorher eingehend verhören, um vielleicht etwas über den Mittelpunkt dieser Magie heraus zu bekommen.

Doch das Befragen des Kriegers blieb erfolglos. Der Uhi krieger schwieg beharrlich. Uhibada gefiel es gar nicht, dass einer seiner Krieger gefangen gehalten wurde, wie ein wildes Tier. Er war sehr geneigt, ihn wenigstens aus dem Käfig zu befreien. Doch er wusste auch, dass einer von Kirs Krieger durch diesen Uhi krieger sterben mußte. Das alles war für das frische Bündnis nicht gerade förderlich, und so beugte er sich widerstrebend der Entscheidung, den gefesselten Uhi noch etwas im Käfig zu belassen. So hatte man Gelegenheit, ihn weiterhin eindringlich zu verhören und auch zu beobachten.

Auch Patricia meinte, dass es unter den gegebenen Umständen wichtig war, den Ursprung dieser Magie zu erforschen, um sie vielleicht für unsere Zwecke und gegen die Druiden einsetzen zu können. Vielleicht wollte man sogar ganz bewusst mit dieser Magie einen Keil in das frische Bündnis treiben. Mira und ich sahen das genauso, wie Patricia

und stimmten ebenfalls einem längeren Verhör und einer längeren Beobachtung zu.

Bei Einbruch der Dämmerung schlug unser Heer sein Nachtlager auf. Schon bald sah man überall in der Umgebung Zyklanden und Uhi-krieger an ihren Rauch armen Feuern sitzen und müde in die Glut starren. Ich dachte darüber nach, an was diese Wesen jetzt wohl gerade dachten und ob sie von ihrer Heimat und ihren Familien träumten, die sie vielleicht niemals wiedersehen sollten.

Kir und Uhibada waren die ganze Zeit über damit beschäftigt, unseren Rätsel umwobenen Uhi-krieger weiter zu vernehmen. Doch dieser brachte kein einziges Wort über seine harten Lippen. Aber die beiden erfahrenen Kriegsherren bemerkten, dass mit diesem Krieger etwas nicht stimmte, da der Uhi einen unnatürlichen kühlen Blick besaß, vergleichbar mit dem Blick eines Reptils. Schließlich stimmte Uhibada endlich zu, dass Kir den Krieger mit seiner Magie zum Reden bringen sollte. Kir wusste aber zu gut, dass Uhibada sich nur dazu entschieden hatte zuzustimmen, da er testen wollte, ob der kleine Zwerg Kir tatsächlich eine eigene Magie beherrschte und so mächtig war, wie er angab. Uhibada wollte wissen, mit wem er sich

verbündet hatte und dieses konnte man ihm wirklich nicht übel nehmen.

Kir murmelte nur ein paar Worte, hob seine Arme theatralisch in die Luft, und es schossen sofort wieder diese feinen, hellen Lichtblitze aus seinen Fingerspitzen. Diese stoben sogleich auf den ominösen Krieger zu. Die spitzen Blitze drangen, wie damals auch schon bei mir, direkt in die Haut der Arme ein und wanderten langsam zwischen dem Fettgewebe und der Haut entlang. Dabei rotierten sie heftig, und der Uhi-Krieger schrie dabei ganz entsetzlich. Es verging nur wenig Zeit, bis der Leidende auf dem Boden lag und sich unter seinen tobenden Schmerzen wand.

Da zog Kir die grellen Blitze wieder zurück, und die Wunden an den Armen verheilten ebenso schnell wieder, wie früher bei mir.

Uhibada sah diesem Schauspiel mit staunendem Gesicht zu und ließ Kir jedoch anstandslos gewähren.

»Willst du jetzt endlich reden?«, fragte Kir den Übeltäter. Doch dieser gab nur ein ängstliches Wimmern von sich. Kir ließ sich daraufhin einen Eimer mit kaltem Wasser bringen und schüttete diesen dem Uhi-Krieger mitten in sein Gesicht. Daraufhin fragte er noch einmal. Doch der Krieger

schwieg. Kir dachte eine Weile angestrengt nach und gab dann den Befehl, den Mann endlich frei zu lassen.

Wenige Augenblicke später saß dieser dann, vor Nässe und Angst zitternd, in Freiheit vor ihm. Doch auch ein weiteres Fragen in Freiheit blieb erfolglos, so dass Kir und Uhibada das Zelt vorerst verließen, um sich über ihr weiteres Vorgehen zu beraten.

Das Zelt mit dem schweigsamen Krieger ließen sie weiterhin gut bewachen, und Kir bat Patricia, einen magischen Schild um die Jurte zu legen, da er nicht noch mehr seiner Krieger verlieren wollte.

Kir und Uhibada waren sich nicht ganz sicher, ob von dem Krieger immer noch eine Gefahr ausging. Es bestand immerhin tatsächlich aber auch die Möglichkeit, dass er tatsächlich nichts über seine Verwandlung wusste. Aber jede auch nur kleinste Information über die Verwandlung war wichtig für das Bündnis, da eine Lebensform, die magische Kräfte verfügte und schon zwei Krieger getötet hatte, eine ernste Gefahr für das Heer darstellen konnte.

Mira ging, von reiner Neugier getrieben, zu der Jurte des verdächtigen Uhi und beobachtete den Mann durch das offene Zelt. Der Uhi bemerkte

gleich die neugierigen Blicke und verließ die Jurte, um sich zur neugierigen Mira zu begeben. Kaum hatte er jedoch das Zelt verlassen, wurde er von Patricias Energiefeld erfasst und brutal zu Boden geschleudert. Er stand auf und versuchte erneut zu Mira zu gehen und wurde natürlich wieder weg geschleudert.

Die Wachen riefen dem Uhi zu, er sollte sich doch einfach wieder in der Jurte verkriechen und abwarten. Doch dieser ignorierte die Rufe der Wachen, baute sich vor dem Energiefeld demonstrativ auf und öffnete langsam seinen Mund. Aus dem Dunkel seines Rachens erschien ein kleiner, unscheinbarer Käfer und krabbelte auf die herausgestreckte Zungenspitze des Uhi. Der Käfer sah fast so aus, wie so ein einfacher Maikäfer, nur etwas kleiner, und er hatte eine helle, rötliche Farbe. Mira und die Wachen beobachteten dann mit Schrecken, wie sich so etwas, wie eine leuchtende Aura um den mysteriösen Käfer bildete. Einer der älteren Krieger rief laut nach Kir und Uhibada, doch noch bevor die beiden Männer an der Jurte ankamen, war der Käfer einfach aus Patricias Kraftfeld heraus geflogen und schwebte nun vorwitzig vor Miras Gesicht auf und ab.

Das Energiefeld hatte er ohne den geringsten Widerstand passieren können, was bei allen Schrecken auslöste. Mira sah diesen Käfer mit weit aufgerissenen Augen an. Der Uhi, der vorher den Käfer in sich getragen hatte, war in der Zwischenzeit kraftlos zu Boden gesunken und nun ohne Bewusstsein. Kaum waren Kir und Uhibada zu sehen, flog der Käfer unverzüglich auf Kir zu und setzte sich, ohne das dieser überhaupt darauf reagieren konnte, auf dessen faltige Stirn. Reflexartig schlug Kir mit der Hand nach dem Insekt. Doch eine nicht sichtbare, für ihn völlig unerklärliche Kraft hinderte Kir daran, seinen Arm näher, als vielleicht fünf Zentimeter an den Käfer heran zu lassen.

Gleichzeitig schrie der kleine Kir schmerzerfüllt auf, und dünnes Zwergenblut quoll in kleinen Rinnsalen aus seinen Augen und Ohren, sein Gesicht und dann auch den Hals herunter. Mit schmerzverzerrtem Gesicht sank der Zwerg langsam auf seine Knie, hob jedoch unter größten Anstrengungen die andere Hand, aus der sofort unverzüglich grelle Lichtblitze auf den gefährlichen Käfer zu wirbelten. Doch sie durchdrangen das kleine Kraftfeld des Käfers nicht und wurden lediglich, ohne eine nennenswerte Wirkung zu erreichen, einfach von dem Feld absorbiert.

Uhibada, Mira und die Wachen, als auch einige herbeigeeilte Krieger und meine Wenigkeit, sahen diesem grauenhaften Kampf unseres Gefährten hilflos zu. Schreiend vor Verzweiflung schlug Kir immer wieder seine Stirn auf den harten Erdboden, da auf der Stirn dieser kleine Käfer ihn beherrschte. Die Erde begann stark zu beben, und ein dumpfes Grollen war zu hören, während sich Kirs kleiner Kopf plötzlich in ein blendendes, gleißendes Licht verwandelte. Dann brach Kir ganz in sich zusammen und man konnte erkennen, wie sich diese gleißende Kugel, die einmal Kirs Kopf war, regelrecht in den Boden hinein fraß. Plötzlich wurde es wieder völlig dunkel, und der Käfer surrte harmlos wirkend aus der Erdmulde, in der immer noch der Kopf von dem armen Kir steckte. Das begleitende Kraftfeld dieses Insekts war verschwunden, und der Käfer begann sich, um sich selbst zu drehen, als würde er tanzen. Immer schneller und schneller dreht er sich, so dass man ihn kaum noch erkennen konnte.

Zwischenzeitlich hatte sich Kir aus dem Boden befreit und schüttelte sich benommen den Schmutz aus seinen wenigen, borstigen Haaren. Zwar blutete er nicht mehr sehr stark aus Augen und Ohren, hatte aber eine neue Wunde an der Stirn bekommen, die wohl von diesem seltsamen

Käfer stammen musste. Gerade als Kir herumfuhr, um seinen Angreifer erneut zu attackieren, flackerte das inzwischen schnell rotierende Wesen nur einmal kurz auf und schleuderte winzige rote Lichtkugeln gegen den vor Wut rasenden Kir, die ihn hart auf seiner Brust trafen. Kir wurde sehr weit durch die Luft geschleudert. Krachend fiel er auf eines der Kriegszelte, dass unter der Wucht sofort zusammenbrach.

Davon völlig unbeirrt flog der Käfer zu dem zerstörten Zelt, wohl um seinen ungleichen Kampf fortzusetzen. Doch mit einem Mal sah man über der zusammengefallenen Jurte eine grünliche Wolke aufsteigen, die schnell größer wurde und sich zwischen den Käfer und dem Zelt auftürmte. Der ungeheure Käfer konnte nicht ausweichen, weil er eine zu hohe Geschwindigkeit hatte, flog in die grüne Wolke hinein und verschwand auch vollkommen in ihr. Nach wenigen Augenblicken einer betroffenen und mir gespenstisch erscheinenden Ruhe, verflüchtigte sich die Wolke wieder, und alle konnte, wenn sie genau hinsahen, den Käfer regungslos auf dem Boden liegen sehen.

Kir befreite sich stöhnend und immer wieder hustend aus den vielen Zeltleinen und stolperte zu dem regungslos erscheinenden Käfer. Mira und

Uhibada taten es ihm gleich, und man begutachtete das Tier in dem Glauben, es sei tot. Doch gerade als Kir sich zu seinem leblosen Gegner bücken wollte, wurde er von einem hellen Blitz getroffen, der urplötzlich vom Himmel herab zuckte. Der arme Kir wurde schon wieder weit durch die Luft geschleudert und blieb danach regungslos und leicht vor sich hin qualmend, auf dem staubigen Boden liegen.

Durch die Wucht des Blitzes wurden auch Mira und Uhibada weg geschleudert, standen aber nach einigen Sekunden etwas benommen, aber gesund, wieder auf ihren Beinen. Doch was sie dann sahen, ließ sie nahezu erschauern. Der einst so kleine Käfer war nun auf eine Größe von mindestens fünfzehn Metern herangewachsen und bewegte sich, unter üblen, kreischenden Lauten, auf den noch immer völlig regungslosen Kir zu. Einige Krieger sahen ihre Zeit für gekommen und rannten nun auf das Monstrum zu, um ihn von ihrem Heerführer abzulenken. Auch Uhibada blieb nicht untätig und zog sein großes Breitschwert aus der Scheide, um damit sogleich auf eines der riesigen Beine des Ungetüms einzuschlagen. Doch selbst seine kräftigsten Hiebe blieben fast wirkungslos und kratzten höchstens etwas an der dicken Beinpanzerung des Riesenkäfers.

Auch einige inzwischen abgeschossene Pfeile prallten einfach an dem mordenden Käfer ab, ohne ihn auch nur ein wenig von seinem Angriff abzu lenken. Völlig verzweifelt schrie die junge Mira um Hilfe. Ich selbst konnte mich gerade noch vor einem der mächtigen Insektenbeine retten, das gnadenlos auf mich herab sauste, als der Käfer versuchte, sich zu drehen. Ich verschoss in großer Panik ein ganzes Magazin aus meiner Pistole, ohne das dieses Monster auf die Schüsse überhaupt reagierte. Uhibada hatte seinen ganzen Mut zusammen genommen und sich an einigen Beinhaaren dieses Ungetüms festgekrallt, um zu wagemutig und selbstlos zu versuchen, an dem Killerkäfer hoch zu steigen. Doch schon beim nächsten Auftreten des Beines verlor er seinen Halt und stürzte hart zu Boden.

Gerade als sich der Käfer zu Kir niederbeugen wollte, wahrscheinlich um ihn zu töten, erklang ein ohrenbetäubendes Krachen, und das gesamte Hinterteil des Käfers brach in den Boden ein. Auf der anderen Seite war inzwischen Patricia zu sehen, in deren Augen bereits ihre magische Energie bläulich leuchtete. Doch wie durch ein Wunder erlangte der Käfer seinen Halt zurück und bündelte seine gesamte todbringende Aufmerksamkeit nun gegen meine hübsche Patricia. Mit einem wüten-

den Kreischen schleuderte er wieder seine rote Lichtbälle. Nur waren diese Bälle nun, so wie der Käfer selbst auch, erheblich größer und erheblich gefährlicher geworden.

In der Zwischenzeit hatte sich jedoch um Patricia eine dünne, schwach leuchtende Aura gebildet, die diese Lichtbälle mühelos abprallen ließ, so dass diese in großer Geschwindigkeit hoch in den Himmel abgelenkt wurden und dann letztlich in der Dunkelheit der Nacht verschwanden. Patricia zeichnete inzwischen völlig ruhig mit ihrem rechten Zeigefinger einen Kreis in die Luft, der sich gleich materialisierte und auf hart den Boden fiel. Dort zerbrach er wie ein Spiegel in unendliche viele Teile. Er hinterließ aber in der Luft eine Art Loch, aus dem ein gleißendes Licht heraus strahlte.

Patricia winkte ein wenig lockend mit dem Zeigefinger, und das Licht floss fast wie Plasma aus dem Loch heraus. Wie Wasser aus einer Quelle, so ergoss es sich reichlich auf dem Erdboden. Die Lichtflut bewegte sich auf das wütend kreischende Ungetüm zu, das sich nun wieder in sein schützendes Energiefeld gehüllt hatte. Im gesamten Heerlager war es durch die allgegenwärtige Magie inzwischen taghell geworden, und die Krieger starrten ängstlich und verwirrt auf dieses überwälti-

gende Kraftschauspiel der magischen Künste. Die strahlende Lichtmasse schmiegte sich alsbald um die Füße des Käfers und stieg langsam an seinem schützenden Energiefeld hoch, wie eine Schlange an ihrem Opfer. Der Käfer wandte sich nun von Patricia ab und wollte der Bedrohung ausweichen, doch diese beeindruckende Energiemasse hielt ihn ganz fest umschlungen, so dass der Käfer nach einigen Augenblicken von ihr völlig eingehüllt war. Schlagartig und ganz unerwartet brach die riesige Gestalt des Käfers in sich zusammen und nahm seine ursprüngliche, kleine Gestalt wieder an.

Durch den Verlust der Masse gelang es ihm, auf einem Stückchen Boden, der noch nicht mit dieser klammernden Energie bedeckt war, zum Liegen zu kommen. Nur eines seiner Beine hatte es erwischt und schien noch in der gefährlichen Lichtmasse festzukleben. Der kleine Käfer riß sich das unterste Beingelenk einfach ab, breitete seine dünnen Flügel aus, und flog hoch hinaus in den Nachthimmel. Patricia hatte die Flucht bemerkt, was wegen der Größe des kleinen Käfers nicht leicht war, schrie daraufhin laut auf und hob ihre beiden zierlichen Arme. Der Käfer war jedoch nicht mehr zu sehen.

Doch über dem Lager sah man plötzlich einen riesigen Schatten, ein gewaltiges Wesen kreisen, und man hörte mächtige Schwingen durch die Luft rauschen. Einige Augenblicke später verschärften sich die Konturen dieses Wesens, und ein riesiger Vogel, der einem schwarzen, übergroßen Albatros ähnlich war, landete direkt vor Patricia und hatte ein kleines, dunkelhäutiges Mädchen im Schnabel. Die Augen von dem schwarzen Vogel leuchteten in unheimlichen Rot, woran man erkennen konnte, dass es ein Geschöpf der Magie war. Patricia kreischte dann erneut laut auf, und der unheimliche Vogel legte, als hätte er einen Befehl seines Meisters bekommen, das bewusstlose Mädchen mitten in die gleißende Lichtmasse hinein und stieg sofort wieder in den nächtlichen Himmel hinauf. Man konnte dort oben nur noch seine roten Augen schwach leuchten sehen, bis auch diese wieder völlig verschwunden waren. Nur sein Kreischen von Zeit zu Zeit konnte man noch eine ganze Weile lang hören, bis schließlich auch dieses verschwunden war.

Patricia strich mit ihrer Hand sanft über das unnatürliche Loch in der Luft, was sich daraufhin wieder langsam zusammenzog und dann ganz verschwunden war. Die Lichtmasse auf der Erde legte sich ganz um das bewusstlose Mädchen, hüll-

te es ein, und die bläuliche Aura um Patricia herum, sie verschwand wieder völlig.

»Die Gefahr scheint gebannt zu sein!«, rief sie laut zu den noch immer völlig verschreckten Männern und rief danach Uhibada zu: »Das Wesen ist verletzt und in der Energie gefangen. Sorge dich nicht. Wir müssen uns schnell um Kir kümmern. Er wird sonst nicht überleben!«

Sie lief zu dem leblos auf dem Boden liegenden Kir und legte ihn vom Bauch, auf den Rücken. In der Zwischenzeit war auch Uhibada bei ihr angekommen und überzeugte sich davon, dass Kir an einer sehr schweren Brandverletzungen litt. Er nahm den kleinen Kir auf und trug ihn in eine der Jurten, legte ihn dort auf eines der weichen Felle und rief laut nach den Heilkundigen seines Uhi-Heeres.

Diese kamen unverzüglich herbei gerannt und gesellten sich zu dem Mediziner der Zyklanten, der bereits dabei war, die Wunden seines Herrn zu versorgen.

»Er wird es nicht schaffen und uns unter den Fingern einfach weg sterben.«, sagte Uhibada zu Patricia, die sich zu Kir hinunter gebeugt hatte und ihm nun ihren rechten Daumen auf die verwundete Stirn drückte.

In der Stirnwunde begann daraufhin ein bläuliches Licht zu glimmen, und Patricia wandte sich zu mir: »Dieses Licht gibt ihm wenigstens etwas neue Lebenskraft, wird jedoch nur einen knappen Tag heilend glimmen können. Sollte Kir es nach diesem Tag nicht alleine schaffen, kann auch ich ihm nicht mehr helfen. Er ist wirklich sehr schwer verwundet. Die Magie des Käfers hat ihn durch das magische Feuer verbrannt. Es steht in den Sternen, ob sich die Wunden jemals wieder völlig schließen werden.« Sie gab den Heilkundigen daraufhin noch einige Anweisungen und ging dann mit mir nach draußen, wo Mira und Uhibada schon auf uns warteten.

Wir waren alle sehr schockiert und sahen uns deutlich betroffen das Mädchen an, das noch immer leblos in dem gleißenden Licht lag. Sofort fiel mir auf, dass dem Kind ein Zeh am Fuß fehlte und erinnerte mich sofort wieder an den abgerissenen Fuß des grauenhaften Käfers. Die Wunde am Kinderfuß blutete jedoch nicht und schien schon fast völlig verheilt zu sein.

Sechstes Kapitel

Fünf ältere Männer saßen zu dieser Zeit in einer alten Blockhütte im tiefen Wald, einen alten Holztisch herum. Ein weiterer Mann lag, umgeben von gelbem Licht, in der Mitte dieser Hütte, auf dem harten Boden. Die fünf Männer, die Druiden Thorwald, Max, Jürgen, Mark und Thom, unterhielten sich lautstark. Das war sehr ungewöhnlich bei diesen Männern.

Thorwald schrie unter Verwendung wildester Gestik: »Ich verstehe nicht, wie es passieren konnte, dass Matze und Mira uns entkommen konnten. Sie sind doch nur gewöhnliche, primitive Menschen ohne magische Fähigkeiten, wie wir sie besitzen. Besonders du, Jürgen, hast vollständig und in meinen Augen fast unverzeihlich versagt. Wie konntest du sie nur verlieren?«

Jürgen stand auf, ging zum Fenster und blickte stumm hinaus.

»Was sollen wir mit den Xermitolistand tun?«, fragte Max nüchtern, mit dem Zeigefinger auf den Mann deutend, der uns als Milk bekannt ist.

»Töten natürlich!«, rief Mark, und Thom bemerkte dazu, während er bestätigend nickte: »Töten, ja das scheint mir die richtige Entscheidung zu sein. Schließlich müssen sie doch ohnehin alle sterben, und ganz besonders langsam diese Mira und dieser widerwärtige Matze. Dieses stand von Anfang an doch für uns alle bereits fest.«

Milk begann sich etwas zu bewegen. Er hob nur schwach den Kopf. Thorwald wandte sich ihm zu und hob lässig seinen rechten Zeigefinger, worauf das gelbe Licht zu flackern begann. Milk verzerrte sein Gesicht, als ob er unter Höllenqualen litt. Doch dann sank er ganz plötzlich, als wäre er von einer Keule getroffen worden, zu Boden.

»Wir haben auch den Kontakt zu Patricia verloren. Kürzlich erst habe ich starke magische Energien wahrgenommen. Es wäre nicht vollkommen auszuschließen, dass sich die holde Patricia womöglich gegen uns gestellt hat. Schon damals, seit dieser Geschichte bei der Autobahnraststätte, hatte ich etwas gegen diesen schleimigen Matze. Auch was unsere Patricia anging, so hatte ich da bereits ein sehr ungutes Gefühl. Sie ist für einen Einsatz als Werkzeug, einfach viel zu weich und daher vollkommen ungeeignet.«, meinte Thorwald grimmig und ließ seinen Zeigefinger wieder sinken.

Daraufhin erlosch das Flackern des gelben Lichtes schlagartig.

»In diesem Fall könnte Patricia ein Problem für uns alle werden, da sie schließlich aus einem ganzen Bündel uralter magischer Energien entstand und ein umfassendes Wissen um ihre Macht verfügt. Wir können ihre Fähigkeiten nicht einmal nur annähernd einschätzen. Gut jedoch ist, dass sie für den Fortbestand ihrer Existenz uns Druiden benötigt. Sie kann uns nicht so einfach alle töten, will sie selbst leben.«

Nach einer Weile allgemeinen, nachdenklichen Schweigens, meinte Thom: «Wir benötigen einfach mehr Informationen über die aktuelle Lage da draußen, da wir bei einer Schwächung unserer Gemeinschaft sehr wahrscheinlich nicht mehr die notwendige Macht haben, dieses Welten-Chaos zu beenden. Es wäre einfach nicht auszudenken was geschehen würde, wenn der Normalzustand nicht wiederhergestellt werden könnte. Auch für uns wäre das eine Katastrophe.«

»Das sehe ich auch so. Ich schlage deshalb vor, den Xermitolistand die Flucht zu ermöglichen, da sie bestimmt versuchen werden, zu ihrem Menschenfreund Matze zu gelangen. Dadurch werden wir sicherlich auch Patricia aufspüren, um sie we-

nigstens solange zu einer Kooperation mit uns zu zwingen, bis das Gleichgewicht wieder hergestellt worden ist. Danach erst werden wir sie zerstören und diesen Fehler Patricia für immer und ewig beseitigen. Dabei ist ganz egal, wie wir das umsetzen werden. Bis dahin haben wir genug Zeit, uns mit dem Gedanken ihrer Entsorgung zu befassen.«, meinte der ewig hungrige Max und schenkte sich etwas lauwarmen Kaffee in seinen schmutzigen Blechbecher ein.

»Demnach hätten wir also Patricia, die Xermito-Listand und die beiden Menschen gegen uns. Ich bin davon überzeugt, dass dieses ein zu akzeptierendes Risiko für uns ist.«, sagte Thorwald mit nachdenklicher Miene in seinem Gesicht.

»Ja, auch ich denke, wir haben keine andere Wahl. Ich freue mich schon darauf, endlich wieder diesem feisten Matze und dieser Schlampe Mira begegnen zu können, um ihnen zu zeigen, was es bedeutet, einem wahren Druiden so wenig Respekt zu zollen. Ich habe einfach auch das Recht, meinen Fehler zu bereinigen.«, sprach Jürgen und drehte sich dann wieder den anderen Männern zu.

In seinen Augen flackerte eine deutlich erkennbare Wut, die große Wut eines Mannes, der von niederen Menschen empfindlich gedemütigt wor-

den war. Diese einfachen Menschen waren eine Rasse ohne magische Fähigkeiten, die mit gutem Willen, höchstens eine Stufe über den Primaten einzuordnen waren.

Also beschlossen die Druiden, den Xermitolistand die Flucht zu ermöglichen. Thorwald schwächte daraufhin das gelbe Licht erheblich ab, legte sich in eine Ecke des Raumes und täuschte einen tiefen Schlaf vor. Max saß weiterhin an seinem Kaffee, mit dem Rücken zu dem Gefangenen. Mark und Thom verließen die Hütte und spazierten etwas in der Umgebung herum. Jürgen sprach einige alte Sprüche vor sich hin und verwandelte sich daraufhin in einen ansehnlichen Falken. Er postierte lauerte dann auf der Dachspitze der Hütte und wartete gelassen auf die hoffentlich bald flüchtenden Xermitolistand.

Nach einigen Minuten regten sich diese tatsächlich wieder, immer noch in der Form des jungen Mannes. Sie waren noch immer in dem gelben Licht gefangen, das nun allerdings wesentlich schwächer war. Vorsichtig setzte sich Milk auf und fühlte sofort die Schwäche des gelben Lichts. Ohne weiter darüber nachzudenken, nahm er seine altbekannte Kugelform wieder an und begann sofort sehr schnell zu rotieren. Mit einen ohrenbetäuben-

den Knall durchbrach er kurz darauf die gelbe Schutzhülle und knallte mit großer Kraft gegen die Hüttendecke.

Mit vorgetäuschem Erschrecken drehte sich Max um und erhob drohend die Arme. Doch da war Milk schon durch das Dachgebälk geschossen und schnitt dem dort wartenden Falken mit dem Namen Jürgen fast die Schwanzfedern ab. Der Falke hatte dadurch unerwartet große Schwierigkeiten, dem schnell fliehenden Milk zu folgen.

Fast senkrecht stieg Milk auf, um in großer Höhe in Richtung Süden zu fliegen. Wie ein zweiter, ganz kleiner Mond flog Milk über den Nachthimmel, in der Hoffnung und dem guten Glauben, den perfiden Druiden entkommen zu sein. Leider bemerkte er nicht den kleinen, dunklen Schatten hinter sich, der ihm stets folgte. Es war der Schatten des Todes.

Siebttes Kapitel

Der frühe Morgen war über dem kleinen Heerlager herein gebrochen. Kühler und ungewohnt schwerer Nebel lag über den vielen Zelten. In der Jurte, in der Kir lag, waren die wenigen Heilkundigen der drei Völker die ganze Nacht damit beschäftigt gewesen, mit allen nur erdenklichen Mitteln zu versuchen, ihren Anführer zu retten. Doch Kir hatte sehr mit seinen schwerwiegenden Verletzungen zu kämpfen. Auch mit dem Aufgehen der Sonne des ganz jungen Tages, konnte niemand vorhersagen, ob Kir seine Verletzungen überleben würde.

Ich hatte die ganze Nacht bei diesem unscheinbaren und rätselhaften, aber dennoch sehr gefährlichen Mädchen zugebracht, das noch immer in dem gleißend magischem Licht gefangen gehalten wurde. Mit großem Erstaunen stellte ich fest, dass der verlorene Zeh am Fuß der Kleinen fast vollständig nachgewachsen war. Doch lag dieses kleine und schutzlos wirkende Wesen noch immer regungslos in der künstlich erschaffenen Flut der Lichter, gefangen wie eine kleine Fliege, die in Bernstein eingebacken zu sein schien.

Mira und Uhibada hatten sich etwas zum Schlafen abgelegt. Nur Patricia wandelte ständig zwischen dem Zelt des verletzten Kir und mir umher und versuchte zu helfen, wo sie nur konnte. Doch ihre frühere und von mir so sehr geschätzte Fröhlichkeit und ihre beeindruckende Frische waren vollkommen aus ihrem mädchenhaften Gesicht gewichen.

Mir schien es, als wusste sie mehr über unsere problematische Lage, als wir alle zusammen. Es war mir, als trug sie ein Geheimnis mit sich herum, das sie auch unter uns Freunden nicht lüften wollte. Sie wirkte mit einem Mal so ungemein verletzlich und angreifbar auf mich, als hätte sie ihre gesamte Hoffnung und ihre gesamte Existenz einfach aufgegeben. Ihr ganze Stärke und ihre kraftvolle Magie schienen völlig verschwunden zu sein. Die unerträgliche Schwermut von Patricia wirkte daher auch auf mich sehr erdrückend und griff mit jedem Blick mehr auf mich über. Wie ein Buschfeuer trockenes Gras entzündete, entflammte sie in mir eine tiefe Traurigkeit. Aber sie daraufhin ansprechen, sie fragen, das wollte ich nicht, schien mir ohnehin an diesem Morgen aussichtslos.

Ich dachte auch oft darüber nach, ob ich jemals wieder einen anderen Menschen, als Mira, wieder-

sehen würde. Irgendwie vermisste ich meine alte Welt, meine einst so langweilige Arbeit, meine nervenden Kollegen und das Fernsehen. Was hatte ich mich in der Vergangenheit doch immer über die menschliche Gesellschaft und ihre Umweltverschmutzung aufgeregt. Als ich meine Vergangenheit betrachtete, wurde mir auf einmal so richtig bewusst, wie borniert und selbstgefällig das gesamte menschliche Denken und Handeln doch eigentlich war. Das Schlimme daran war, dass auch ich früher so ein Denken besaß.

Als Uhibada endlich wieder erwacht war, übermannte mich ganz unerwartet, eine bleierne Müdigkeit, so dass ich mich dazu entschloss, mich selbst etwas hinzulegen und etwas zu ruhen. Ich schloss die Augen, konnte aber nur mit Mühe einen leichten Schlaf finden. Es war das Gefühl der ständigen Unsicherheit, das mich nicht schlafen ließ. In mir stieg in den Stunden der Ruhe, eine unbeschreibliche und grauenhaft quälende Angst hoch, die pausenlos und unerlässlich an meinen Nerven nagte. Ich erwachte dennoch erst wieder gegen Mittag und fühlte mich elend. Mira hatte glücklicherweise gerade einen starken Kaffee gekocht und bat mir einen gut gefüllten Becher an, den ich natürlich dankend entgegen nahm.

In kleinen Schlucken trank ich das heiße, leider aber nicht sehr belebende Gebräu und schaute unsicher zu Kirs Zelt. Mira bemerkte meine unsicheren Blicke und meinte, dass es Kir zwar immer noch sehr schlecht ging, aber die Heilkundigen zu der Auffassung gelangt waren, dass er es nun wohl schaffen würde. Patricia erschien plötzlich zwischen den Zelten und setzte sich neben mich an das Feuer.

»Hallo Matze, hast du wenigstens etwas schlafen können?«, fragte sie mich und schenkte sich dabei auch so einen Kaffee ein.

»Ich habe sehr schlecht geschlafen, doch danke der Nachfrage. Bei dieser ganzen Situation habe ich ein sehr unsicheres und ungutes Gefühl. Unsere Chancen stehen nicht besonders gut, das fühle ich.«, antwortete ich und legte meinen Arm um ihre zierliche Schulter, über die sich zuvor ihre langen, blonden Haare gelegt hatten. Diese schöne Frau und ihre Anmut passten überhaupt nicht in diese finstere und tödliche Umgebung. Doch ich wusste auch, dass sie trotz ihrer weiblichen und sehr zierlichen Erscheinung, wohl das mächtigste Wesen von uns allen war. Nur sind wir Menschen reine Augentiere und lassen uns durch unsere Augen stets Trugbilder präsentieren, denen wir ge-

dankenlos folgen. Das war ein großer Fehler der Menschen, den ich schon oft verflucht hatte.

»Ich kann das sehr gut nachempfinden, aber wir dürfen jetzt nicht unsere Nerven verlieren. Ohne Hoffnung sind wir verloren.«, sagte Patricia und kuschelte sich an mich heran, wie eine Katze. Sie berichtete uns, dass sie versucht habe, mit diesem unheimlichen magischen Mädchen zu sprechen. Sie hatte das Mädchen befragt, kurz nachdem es erwacht war. Aber das Mädchen verstand offenbar ihre Sprache nicht und versuchte hartnäckig, als wäre es ein gefangenes Raubtier, aus seinem Gefängnis zu entkommen.

Patricia erzählte weiter, dass dieses unscheinbar wirkende Wesen beachtliche magische Fähigkeiten besaß und ihr diese gewaltigen Fähigkeiten, in dieser vollkommenen und meisterlichen Ausprägung, bisher nur von den Druiden bekannt waren. Sie war zu der Ansicht gelangt, dass wir in jedem Fall versuchen sollten, das Kind auf unsere Seite der Auseinandersetzung zu bewegen. Ein Bündnis mit diesem Kind würde eine große Stärkung der Gruppe gegen die Druiden bedeuten. Ich gab daraufhin allerdings zu bedenken, dass dieses Wesen uns immerhin zuerst angegriffen hatte und uns daher wohl eher feindlich gesonnen war. Ich hielt die

Möglichkeit eines erfolgreichen Bündnisses für sehr unwahrscheinlich.

Patricia hielt jedoch entgegen, dass man bei dem Kind auch eine große Verwirrung und eine ständige Angst spüren konnte. Außerdem hatte das Mädchen ausschließlich Kir attackiert und angegriffen. Er war es auch gewesen, der zuerst seine abstrakten, magischen Fähigkeiten eingesetzt hatte, um dem gefangenen Krieger, der wohl wie ein Wirt für das Kind fungierte, Informationen zu erpressen. Patricia war sich daher ganz sicher, dass der Angriff nur eine besondere Form von Panik bei dem Kind war.

Immerhin war es ein Kind, und da konnte man von einer gewissen Unsicherheit immer ausgehen. Mira stand plötzlich auf und ging in das Zelt, in dem Kir lag. Sie wollte nachsehen, ob es ihm wirklich schon etwas besser ging. Patricia und ich saßen derweil schweigend am Feuer und genossen die wenigen ruhigen Augenblicke, die uns blieben.

Uhibada erschien nach einer Weile und teilte uns mit, dass er wieder einige Spähtrupps entsandt hatte, um weiteren unliebsamen Besuch zu vermeiden. Ihm bereitete es sichtlich großes Unbehagen, dass dieses eher kleine Heer hier nun für eine längere Zeit lagern würde.

Kir konnte man nicht die Strapazen einer langen Reise zumuten, und der magische Zwerg musste einfach genesen. Die Gemeinschaft brauchte ihn und seine magische Macht. Schließlich meinte Uhibada auch, dass die Zeit wohl ständig gegen sie laufen würde, zumal die alten Druiden ganz bestimmt nicht untätig bleiben würden. Patricia bot ihm an, etwas Unterricht in Zauberei und Magie für ihn zu geben, was mich allerdings sofort auch sehr interessierte. Sie war der Ansicht, daß man einige kleine, aber dennoch auch ganz hilfreiche Dinge in recht kurzer Zeit lernen konnte. Uhibada sah dieses sofort ein, zumal er die Ereignisse der letzten Nacht in äußerst schlechter Erinnerung hatte. Es hatte ihn sehr geschockt mitzuerleben, dass es tatsächlich gefährliche Gegner gab, denen Pfeile und Breitschwerter nichts anhaben konnten. Bis zu dieser Nacht hatte er dieses ganze magische Gefasel eigentlich immer nur belächelt, es als übertriebenes Fabulieren abgetan. Dieses hatte sich allerdings nun grundlegend in seinem Weltbild geändert.

Die ersten Spähtrupps kehrten gegen Abend in das Lager zurück. Jedoch hatte nur eine einzige Gruppe zu berichten, dass man auf feindselige und sehr unterentwickelte Wesen gestoßen sei, die le-

diglich mit einfachen Waffen versucht hatten, sie anzugreifen.

Natürlich war es für die erfahrenen Uhi- und Zyklantenkrieger ein Leichtes, den Angriff schon im ersten Keim zu ersticken und die Feinde in die Flucht zu schlagen. Ihr Aussehen beschrieben die Späher als zwergenhaft, mit kahlem, knolligem Kopf, gedrungener Statur, großen, schwarzen Augen und ohne erkennbare Ohren. Erstaunlich war für mich wieder einmal, was alles für bizarre Wesen in unsere Welt gefunden hatten. In der Nacht kam dann auch der letzte Trupp wieder in das Lager zurück.

Zwischenzeitlich hatte Uhibada die Wachen erneut verstärkt und noch besser ausgerüstet. Der letzte Trupp berichtete über einen leuchtenden Ball, der sie stundenlang verfolgt hatte. Dieser war dann, kurz vor dem Lager, urplötzlich wieder verschwunden. Als ich die Nachricht vernahm, schlug mir mein Herz sofort bis hoch, in meinen Hals. »Das könnte Milk gewesen sein!«, rief ich Uhibada zu und sprang gleich auf. Patricia schaute verdutzt zu mir hoch und meinte, dass es sehr unwahrscheinlich sei, dass Milk den Druiden entkommen sei.

Uhibada wurde durch meine Reaktion und den Hinweis auf die Druiden plötzlich sehr hektisch und ließ die ohnehin schon starken Wachen erneut verdoppeln. Er kam schließlich zu uns gelaufen und berichtete, dass einige Wachposten diesen Ball inzwischen auch gesehen hatten. Im Schein des Feuers konnte man deutlich erkennen, dass er inzwischen kreidebleich geworden war. Er hatte tatsächlich Angst, dieser Uhibada.

Im Lager wurde es immer unruhiger. Zu frisch waren die Erinnerungen an die letzte Nacht und das kürzlich vergangene Chaos. Patricia stand auf und ging zu dem gefangenen Mädchen, um sich zu vergewissern, dass die merkwürdige Lichtfesselung noch uneingeschränkt ihre Aufgabe erfüllte. Ich bewaffnete mich vorsichtshalber mit Pistole und einem schweren Breitschwert. Ich konnte zwar nicht mit dem riesigen Schwert umgehen, aber es fühlte sich in dieser Situation einfach gut an, sich an etwas festhalten zu können. Zudem erklärte ich immer wieder, dass es sich sicherlich nur um meinen Freund Milk, einem Freund in Feuerballgestalt, handelte.

Uhibada gab mir nervös zu bedenken, dass es sich vielleicht auch nur um eine tückische List dieser besagten Druiden handeln konnte. Wir würden

ziemlich schlecht aussehen, wenn wir uns nicht auf diese List vorbereiten würden. Ich sah dieses natürlich ein. In der Zwischenzeit beobachtete ich, dass auch Mira sich mit einer Pistole und einem viel leichteren Kurzschwert bewaffnete, das sie gerade noch tragen konnte.

Patricia kehrte von dem Mädchen zu uns zurück und zeigte sich mit einer sehr besorgten Miene. Sie erzählte uns, dass sie eine intensive magische Energie in der Nähe spürte. Das war nicht so sehr bedenklich, wenn es sich nur um einen Ausgangspunkt dieser Kraft handeln würde. Aber sie erklärte, dass sie zwei magische Quellen spürte, und sogar das gefangene Mädchen sei ganz plötzlich ziemlich unruhig geworden. Nach ihrem Bericht drehte sich Patricia um und verschwand im Wald. Sie ließ uns einfach, ohne jede weitere Erklärung, stehen. Ich wollte ihr hinterher hasten, konnte sie aber nicht mehr erreichen. Sie war einfach fort, wie vom Erdboden verschluckt. Nun wurde auch ich kreidebleich und lief zurück zu Mira und Uhibada.

»Da scheinen wir aber ganz tolle Verbündete zu haben.«, meinte Uhibada wütend und sah plötzlich über dem Lager einen grellen Lichtpunkt rasch immer größer werden. Er gab den Bogenschützen

den Befehl ihre Bogen anzulegen. Nach nur wenigen Augenblicken konnte man erkennen, daß es sich bei diesem kleinen Lichtpunkt, um einen richtigen Lichtball handelte. Dieser sah wirklich so aus, wie Milk. Er kam direkt auf mich zu gerast und stoppte dann ruckartig einige Meter vor Uhibada, Mira und mir. Eine ganze Gruppe von Bogenschützen hatte den Lichtball inzwischen ins Visier genommen. Mira und Uhibada hatten ihre Waffen gezückt und hielten sie drohend gegen diese Erscheinung.

Die Kugel veränderte sich, und schon wollte Uhibada den Abschussbefehl geben, als ich plötzlich die bekannte Gestalt von Milk erkannte und laut schrie: «Stopp! Es ist mein Freund Milk!» Ich rannte auf Milk zu und weil er sich bereits völlig in eine menschliche Gestalt verformt hatte, umarmte ich ihn freudig. Milk schaute vollkommen verwirrt in die Menge und war verwundert über diese reichlich merkwürdige Begrüßung. Uhibada und Mira senkten erleichtert ihre Waffen.

»Milk, wie konntest du diesen Druiden nur entkommen? Schön, dich zu wiederzusehen, alter Freund. Ich dachte schon, du wärest tot.«, begrüßte ich meinen alten Weggenossen und sah, dass sich Milk ebenfalls erleichtert zeigte. Uhibada kam auf

uns zu und gab Anweisung an die Krieger, ihre großen Bögen wieder zu senken.

»Du bist verfolgt worden, Fremder. Hast du denn überhaupt nichts bemerkt!«, rief Uhibada Milk ungehalten zu, der diese kurze, aber doch sehr eindeutige Nachricht mit Entsetzen aufnahm. Erschreckt sah Milk sich um. Doch es blieb keine Zeit für eine weitere Reaktion, da vom nächtlichen Himmel plötzlich, wie aus dem Nichts, ein Falke herab schoss und sofort damit begann, Miras Gesicht zu zerhacken. Laut schreiend und mit ihren dünnen Armen Hilfe suchend in der Luft herum wirbelnd, ging Mira rasch blutend in die Knie. Ich sprang ihr zu Hilfe. Doch sofort wurde ich von einer Art Kraftfeld erfasst und weit durch die Luft geschleudert. Dumpf schlug ich auf, so dass mir die Luft wegblieb.

Der Falke hackte unbeirrt weiter blutige Fleischetzen aus Miras Gesicht und schleudert diese wütend in der Umgebung herum. Dann schoss aus der Dunkelheit ein riesiger Adler herab, packte den Falken kraftvoll und schleuderte ihn hart zu Boden. Beide Vögel hackten wild aufeinander ein, die Gefieder raschelten aneinander und beide Greifvögel bildeten einen keifenden Haufen Gefieder und Hass, während die arme Mira immer noch

laut schreiend auf dem Boden lag. Ihr Gesicht war blutüberströmt.

Milk rannte zu Mira und wollte ihr helfen, doch da ertönte ein ohrenbetäubendes Krachen und aus dem Falken wurde Jürgen der Druiden. Er packte mit einem geschickten und kräftigem Griff den Adler und schleuderte ihn mit enormer Kraft hoch in die Luft. Danach wandte er sich um, griff sich etwas Sand vom Boden und schleuderte ihn gegen Mira. Der Sand erreichte eine solch hohe Geschwindigkeit, so dass er, als er Mira erreichte, ihren ganzen Kopf und einen großen Teil ihres Oberkörpers förmlich zerfetzte. Übrig blieb ein zuckender Klumpen Fleisch, der den sandigen Erdboden des Lagers mit Blut durchtränkte.

Milk hatte zwischenzeitlich wieder seine Kugelform angenommen und sich schützend vor mich platziert. Uhibada und seine Krieger versuchten inzwischen Jürgen anzugreifen, wurden jedoch erbarmungslos immer wieder hoch durch die Luft geschleudert.

Jürgen begann nun schnell zu wachsen und hatte schon nach wenigen Sekunden mehrere Meter an Größe zugelegt. Auf seinem Gesicht sah man ein kaltes, aber kaum wahrnehmbares Lächeln und nicht die kleinste Spur einer Anstrengung. Er griff

sich fast gelangweilt, einfach ein paar UhiKrieger und zerriss sie vor sich in der Luft, worauf ihr lautes Schreien abrupt abbrach.

Auf einmal jedoch, da begann sich der Sand um ihn herum zu bewegen und zügig an seinen Beinen aufzusteigen. Er blickte verwundert nach unten und griff mit seinen inzwischen blutverschmierten Händen in den fließenden Sand hinein, blieb aber sofort in diesem gnadenlos stecken. Er bekam seine Hände einfach nicht mehr aus ihm heraus und der Sand kroch unaufhörlich weiter an seinem Körper hoch, schließlich auch in sein Gesicht und in seinen Mund hinein. Er schrie immer lauter und verschluckte sich dabei immer wieder am Sand.

Doch davon völlig unbeeindruckt, floss dieser ganz feine und staubige Sand weiter in seinen Mund. Er schluckte ihn immer wieder und wieder in sich hinein, weil er nicht anders konnte. Vollkommen von dieser Schreckensszene gebannt, sahen wir alle dem grausamen Geschehen zu. Jürgens Bauch wurde vor unseren Augen immer dicker, füllte sich immer weiter mit dem Sand und seine panischen Anstrengungen, sich zu befreien, wurden deutlich schwächer. Plötzlich brach der durch den Sand weit aufgedunsene und nach vor-

ne gebeugte Körper einfach auseinander. Dabei hörte man ein Geräusch, das an das laute Zerteilen einer festen Orange erinnerte. Durch den gewaltigen Druck getrieben, spritzte der Sand weit durch die Luft, um wenige Augenblicke später auf die Krieger wieder herunter zu regnen.

Doch dann, gerade als wir schon an sein Ende glaubten und hofften, der Angriff des Druiden sei vorbei, schlug der auf dem Boden verbliebene Kopf von Jürgen beide Augen auf, und es rollten seine riesigen Augäpfel heraus.

In unglaublicher Geschwindigkeit formte sich um die Augäpfel herum, ganze neues, blutiges Gewebe. Es entstand in hoher Geschwindigkeit und vor unseren Augen ein völlig neues Wesen.

Einige UhiKrieger waren entsetzt und rannten von Panik getrieben einfach fort. Der Druide formte sich allmählich zu einer gewaltigen schwarzen Raubkatze, einem riesigen Panther, der sofort zu einem kraftvollen Sprung ansetzte.

Ihm gelang aus dem Stand, ein gewaltiger Satz auf Uhibada. Doch noch in der Luft fliegend, wurde die riesige Raubkatze von einer großen Frauenhand, die einfach aus der Dunkelheit der Nacht heraus geschnellt war, an ihrem samtenen Hals gepackt. Man gewann dadurch den vagen Eindruck,

es handelte sich bei dem gefährlichen Raubtier nur um ein einfaches Hauskätzchen.

Dann erschien aus der gleichen Dunkelheit heraus das ebenso große Gesicht von Patricia. Patricia's Riesenhand führte die Katze, die sich heftig unter ihrem Griff sträubte und fauchte, zu ihren vollen Lippen, öffnete diese und biss der Katze einfach den Kopf ab.

Patricia zerkaute den immensen Kopf der Raubkatze, begleitet von dem Knacken des brechenden Schädels und spuckte kurze Zeit später, die Reste einfach in den Wald.

Den blutenden Kadaver des Panthers jedoch, den ließ sie einfach achtlos auf den Boden fallen. Dann nahm sie ihre zierliche Frauengestalt wieder an und hob drohend die Hand.

Doch das Blut des getöteten Panthers hatte sich jedoch inzwischen in der Luft gesammelt und rasch die Form eines großen Speers angenommen. Gerade als aus Patricia's Frauenhand ein leuchtend blauer Blitz heraus schoss, wurde ihre Schulter von diesem kuriosen Blutspeer brutal durchbohrt.

Sie schrie schmerz erfüllt auf. Dann griff sie sich reflexartig an die verwundete Schulter, nahm den Speer fest in ihre Hand und fiel dann, zusammen

mit dem Blutspeer in ihrer Hand, einfach in sich zusammen. Speer und Frau verschmolzen sofort zu einer leuchtenden, blauen Lichtkugel, die sich mit enormem Getöse in den Erdboden bohrte. Die Erde bebte dabei so stark, dass etliche Zelte im inzwischen deutlich angeschlagenen Heerlager einfach in sich zusammen fielen.

Da sah Milk seine Chance für gekommen und stellte der blauen Kugel in den Boden nach. Nach einigen Sekunden brach das Beben schlagartig ab, und es wurde ungewohnt still im Lager. Nur einige der verwundete Krieger riefen ihre Not durch ihre Schmerzen in die Nacht hinein. Uhibada und ich wollten vorsichtig an den Rand des tiefen Erdlochs kriechen, um abschätzen zu können, was geschehen war. Jedoch schoss mit einem Mal Milk mit einer hohen Geschwindigkeit aus dem Loch heraus und wurde von dieser blauen Kugel verfolgt.

Beide magischen Elemente katapultierten sich hoch in die Luft. Von unserer wilden Panik gepackt, rannten wir zu einer zerstörten Jurte, um wenigstens etwas Deckung zu bekommen. Dann hörten wir hinter uns ein tiefes Grollen in der Luft und ein schwerer, widerlicher Geruch von Verwesung breitete sich in unsere Richtung aus. Wir

drehten uns aber erst wieder dem Loch zu, als wir uns in relativer Deckung glaubten. Doch was sich unseren Augen dann bot, ließ uns das Blut in unseren Adern nahezu augenblicklich erstarren.

Eine riesige Schlange, die noch erheblich größer war, als jene Hydra aus dem finsternen Gefängnisloch, reckte sich kraftvoll aus dem Loch hoch, weit in den nächtlichen Himmel hinein. Total von dem Anblick dieses Monsters geschockt, sahen wir zu, wie dieses Ungeheuer in der Luft von beiden Energiebällen immer wieder attackiert wurde. Die Schlange versuchte immer wieder, mit weit geöffnetem Maul, nach seinen Angreifern zu schnappen. Doch die beiden Kugeln waren viel zu flink und zu klein für dieses grauenhafte Ungetüm.

So brannten beide Lichtkugeln immer wieder große, klaffende Wunden in den sich windenden Schlangenkörper. Dicke Fleischfetzen der Schlange stürzten zu Boden, und die völlig verängstigten Krieger wurden, sofern sie nicht ausweichen oder wegrennen konnten, einfach von ihnen begraben. Was war das für eine grauenhafte Art zu sterben?

Dann jedoch überwandten wir endlich unsere lähmende Angst und sprangen mutig aus unserer Deckung heraus, zückten unsere wenigen und

wohl eher winzig wirkenden Waffen und griffen diese gewaltige Riesenschlange an.

Als die Krieger um uns herum bemerkten, dass dieses Wesen nicht von irgendeiner Magie geschützt wurde und unsere mutig geführten, einfachen Waffen zwar nur kleine, aber wohl schmerzhaft Verletzungen hinterließen, stürzten sie sich alle Krieger mit lautem Gebrüll auf das blutrünstige Wesen. Die Schlange gab sogleich einige röchelnde Laute von sich und hatte unseren Angriff offenbar bemerkt. Viele vergiftete Pfeile durchdrangen ihre Haut und benebelten allmählich ihre Sinne, und ihre Reaktionen verschlechterte sich schlagartig.

Der verwandelte Druiden hatte mit einem Angriff dieser eher minderwertigen Kreaturen einfach nicht gerechnet und kam nun erstmals richtig in Bedrängnis. Er hatte offensichtlich einen Fehler gemacht, einfach falsch kalkuliert und die Übersicht verloren. Schließlich wurde Jürgen in Form der Schlange so schwach, dass sie sich einfach in das Bodenloch zurück fallen ließ. Kaum war die Schlange in dem Loch verschwunden, wurde es durch den Druiden von innen verschlossen. Patricia und Milk flogen inzwischen auch auf den Boden zu und verwandelten in ihre ursprüngliche

Gestalt. Patricia war an der Schulter übel verletzt worden und blutete sehr stark.

»Er scheint weg zu sein, da ich seine magische Kraft nicht mehr spüren kann.«, keuchte sie schwach und sank langsam zu Boden. Ich sprang sogleich zu ihr und fing sie gerade noch rechtzeitig mit meinen Armen auf.

Sie war ohne Bewusstsein. Uhibada schrie nach den Heilkundigen, die sich im Wald versteckt hatte. Sie hoben Patricia sofort auf und trugen sie in Kirs Jurte. Ich jedoch ging zögernd, gefolgt von Milk, zu den Überresten von der armen Mira, und wir betrachteten uns Miras Waffen, die vollkommen unbenutzt, im Sand lagen.

Der Verlust Miras war kaum erträglich. Dieser Bastard hatte ihr nicht einmal die Zeit gelassen, sich zu wehren, bevor er ihr das junge Leben ent-riss. Ich war nun der einzige Vertreter dieser Welt, der noch lebte, und es wurde mir sehr unwohl bei diesem Gedanken. Doch die Trauer um Mira war mächtiger, als die Wut und der Gedanke an Rache. Gerade als wir zu Patricia gehen wollten, um uns ein Bild von der Schwere ihrer Verwundung zu verschaffen, hörten wir einen lauten Schrei, der aus Uhibadas Richtung kam.

Dieses Lager sollte wohl niemals wieder zur Ruhe kommen, dachte ich mir. Gemeinsam drehen wir uns um und sahen die Ursache des Aufschreis.

Zwischen zwei zusammengefallenen Zelten stand unsere kleine, aber machtvolle Gefangene und betrachtete sich stumm das Trümmerfeld. Ich bekam augenblicklich wieder reichlich Bleiche in mein zerschundenes Gesicht.

Patricia war bewusstlos. Offenbar wurde das kleine Mädchen dadurch befreit. Doch zu meiner Verwunderung bemerkte ich, dass Milk plötzlich ein freudiges Gesicht aufsetzte und eifrig auf das Mädchen zulief. Ich wollte ihn schon besorgt zurückhalten, aber er war ein wenig schneller als ich.

Bei dem Mädchen angekommen, sprachen beide in einem, mir wieder einmal sehr unverständlichen Singsang, und plötzlich schien es, dass sich auch das traurige Gesicht des Mädchens zunehmend aufhellte. Schließlich drehte sich Milk um, nahm das Mädchen an seine Hand und führte es zu dem gut gefüllten Krankenzelt. Dort standen Uhibada und ich, mit offenen Mündern und Stauen in unseren Gesichtern, noch immer regungslos da.

»Ich habe ihr gesagt, dass ihr Freunde seid und nichts Böses von ihr wollt. Sie erzählte mir allerdings auch, dass ihr wohl sehr gemein zu ihr gewesen seid und dass sie nun misstrauisch ist. Ich habe ihr mein Wort geben müssen, dass ihr nicht mehr feindselig sein werdet und ich euch alles erkläre.«, meinte Kir und erzählte uns, dass dieses Kind aus seiner Heimatwelt stammen würde.

Es gehörte zu einem sehr zivilisierten und hochentwickelten Volk, den Sola. Ihr Name war Dena. Sie war nach ihrer normalen Schlafperiode einfach in dieser Welt erwacht. Dena fand sich hier ganz alleine gestrandet und ohne ihre Eltern wieder und fürchtete sich inzwischen sehr. Besonders nach dem Kampf mit dem Druiden Jürgen, den sie, als wehrlos in dem Kraftfeld von Patricia Gefangene, mit ansehen musste.

Uhibada und ich erklärten Milk unseren Plan, unsere neue Situation und unsere Beschlüsse in einer Kurzform. Milk hörte schweigend zu und übersetzte anschließend alles Gesagte dem Mädchen Dena, das mir noch immer nicht geheuer war. Das Gesicht Denas wurde beim Zuhören wieder erheblich trauriger. Sie setzte sich danach schweigend an eines der kleinen Lagerfeuer, die den Kampf brennend überstanden hatten. Ich verlor

langsam meine Angst vor diesem Kind, behielt jedoch meinen großen Respekt vor ihr, da ich immerhin erlebt hatte, wozu sie fähig war.

»Ich werde mich selbstverständlich euren neuen Heerscharen anschließen.«, sagte Milk zu Uhibada und blickte mir dabei lächelnd ins Gesicht. Wir beiden wussten nur zu gut, dass ihm auch kaum etwas anderes übrig geblieben war.

»Du gehörst damit automatisch zu unserem Kollektiv, den Führern dieser ganzen Krieger.«, meinte ich, seinen Entschluss bestätigend und ergänzte dann noch: »Bitte, Milk, frage Dena, ob sie sich nicht auch an unsere Seite stellen will, und als Vertreter ihres Volkes, unserem Bündnis beitreten möchte. Ihre magischen Fähigkeiten wären auf jeden Fall sehr wichtig für uns.«

Dabei dachte ich gleich an die Worte von Patricia und ihren Wunsch, das Mädchen für uns zu gewinnen. Sogleich übersetzte Milk meine Worte in die Sprache des Kindes, eben in diesen merkwürdigen, schrillen Singsang, der immer wieder mit sehr hohen Lauten durchsetzt war, die in meinen Ohren unangenehm schmerzten. Das Mädchen blickte erst Uhibada und dann mich eindringlich an und erwiderte etwas in ihrer Sprache. Daraufhin nickte Milk zustimmend, und das Mädchen

gab noch ein paar dieser merkwürdigen Laute von sich, um sich dann wieder dem wärmenden Feuer zuzuwenden.

»Sie nimmt dankend euer Angebot an, hat jedoch noch immer nicht volles Vertrauen zu euch. Allerdings meint sie auch, dass ihr wohl kaum eine andere Alternative bleibt, sollten eure Worte der Wahrheit entsprechen.«, erklärte Milk uns ruhig und setzte sich zu dem Kind. Man merkte deutlich, dass er sich sehr darüber freute, einen weiteren Leidensgenossen aus seiner Heimatwelt gefunden zu haben.

Ich musste dabei wieder an Mira denken und konnte es nur schwer ertragen, der einzige Menschenvertreter dieser Dimension zu sein. Ich wies zwei Zyklantenkrieger mit wilder Gestik an, ein Grab für Mira auszuheben, was sie jedoch nur sehr widerwillig taten. In ihrer Kultur gab es keinen Platz für Beerdigungen auf dem Schlachtfeld. Sie verstanden es nicht, wozu sie so ein großes Loch ausheben sollten. Einzelne Begriffe ihrer Sprache waren mir glücklicherweise inzwischen bekannt, so dass ich sie dennoch dazu überreden konnte.

Kir hatte mir einmal erzählt, dass in der Welt der Zyklanten die Toten entweder Raubtieren vorgeworfen wurden, die man eigens zu diesem Zwe-

cke gezüchtet hatte, oder die Leichen wurden einfach verbrannt, aber auch Magier hatten das Recht, Leichen einfach verschwinden zu lassen.

Überall im Lager herrschte nun ein reges Tun, um die Lagerstätte wieder herzurichten. Uhibada rief immer wieder einzelne Befehle in die Menge, um wenigstens die Bewachung des Lagers wieder halbwegs herzustellen.

Ich ging derweil in das Krankenzelt. Kir war noch immer bewusstlos, jedoch Patricia lag inzwischen wieder erwacht, auf einem dürftigen Bodenpolster. Man hatte ihre Schulter notdürftig versorgt. Sie war durch den hohen Blutverlust noch sehr schwach. Aber man versicherte mir, dass ihre Verletzung nicht mehr lebensgefährlich gewesen war, was mich erheblich beruhigte.

»Matze! Hallo. Wir haben ihn vertrieben. Wir müssen nun alle schnell fort von hier und am besten sofort aufbrechen. Sie werden sicher bald alle zusammen hier auftauchen.«, sagte sie leise, als sie mich im Zelteingang mit den Heilkundigen sprechen sah. Ich ging zu ihr, nahm ihre Hand in meine und flüsterte: »Milk und dieses magische Mädchen stammen aus der gleichen Welt. Sie sind beide nun auch unserem Bündnis beigetreten, ganz wie du es dir gewünscht hast, Patricia. Wenn Kir

und du wieder auf den Beinen seid, werden wir so stark sein, wie niemals zuvor.«

Patricia schüttelte schwach den Kopf. »Kir wird es wohl nicht mehr schaffen. Er ist zu schwach und mein Lebenslicht in seiner Stirn ist bereits fast erloschen. Wir haben einfach nicht mehr die Zeit, Matze. Sie werden kommen und zwar schon sehr bald.«, sagte sie fast wispernd, und ihre Augen schlossen sich wieder langsam. Sie war eingeschlafen.

Gerade wollte ich das Zelt verlassen, als sich Dena durch den Eingang zwängte. Sie untersuchte den Zwergenführer Kir genau und sah dann zu mir auf.

»Wie ist dein Name, Mensch?«, fragte sie mich.

»Ich heiße Matthias, aber du kannst mich gerne auch nur Matze nennen. Der Zwerg, der dort im Sterben liegt, er heißt Kir, und die Frau, die dich gefangen hielt, sie heißt Patricia. Wir sind dir wirklich niemals feindlich

gesonnen gewesen, Dena. Aber die Zeiten sind nun einmal sehr unsicher und du uns fremd, so dass wir einfach annehmen mussten, daß du für uns eine Gefahr darstellst und uns alle töten wolltest.«, antwortete ich und versuchte, dabei eine

möglichst gute Miene aufzusetzen. Ich war sehr erstaunt darüber, dass sie meine Sprache sprechen konnte, obwohl sich in ihrer Rede ein paar englisch klingende Laute zugesellt hatten.

»Die Frau, die du Patricia nennst, sie ist sehr stark. Ist sie deine Gefährtin?«, fragte Dena neugierig weiter.

»Nein, aber wir sind wirklich sehr gute Freunde. Auch Kir ist mein Freund geworden, obwohl er uns damals, als wir zuerst aufeinander trafen, ebenfalls so behandelt hatte, wie er dich behandelte. Du siehst, deine Sorge ist nahezu unbegründet, Dena.«, versuchte ich ihr klarzumachen, und Dena ging langsam zu Patricia, um ihr Gesicht besser sehen zu können.

»Matze, ein seltsamer Name, aber irgendwie nett. Deine Freundin ist wirklich eine schöne Frau, Matze. Ich denke, ich werde deinen Freunden helfen. Sicherlich wird dieser gefährliche Druide schon bald wiederkommen. Da brauchen wir tatsächlich jede Hilfe, die wir bekommen können. Du musst mir aber nun etwas versprechen.«, sagte sie und sah mich dabei mit ihren klaren Kinderaugen an.

»Was soll ich dir denn versprechen?«, fragte ich.

»Versprich mir, Matze, dass du mich wieder nach Hause bringst, sobald wir an das merkwürdige Buch dieser Druiden gekommen sind. Ich vermisse meine Eltern und mein Volk wirklich sehr. Ich kann nicht ohne sie sein.«, entgegnete sie, und ich meinte bei ihr zu entdecken, dass sich in ihren Kinderaugen kleine Tränen sammelten.

»Ich verspreche es dir, wie ich auch allen anderen in unserer Gruppe versprochen habe, meine ganze Kraft ausschließlich dafür einzusetzen, euch wieder in eure Heimatwelt zurück zu bringen. Schließlich will auch ich wieder unter meinen Leuten leben. Obwohl die Menschen manchmal schon sehr seltsam sind.«, schwor ich ihr und wurde dabei etwas schwermütig.

Sie streckte mir ihre zierliche Hand entgegen, die ich sogleich erleichtert annahm. Daraufhin ging sie zu der Schlafstätte von Kir und legte dem verwundeten Zwerg ihre Hand auf die Stirn. Sofort entstand um den Kopf von Kir, ein schwacher, gelblicher Schein. Dena strich nun langsam mit ihrer kleinen Hand an Kirs Körper hinunter, worauf sich dieses gelbe Licht über den ganzen Zwerg auszudehnen begann. Dena begab sie sich danach zu Patricia und wiederholte dieses ungewöhnliche Schauspiel, bis auch sie in einem blassen, gelben

Lichtschein eingehüllt lag. Kaum hatte sie die magische Arbeit bei Patricia beendet, knickten ihre dünnen Knie ein, und sie fiel ohnmächtig um.

Ich eilte sofort zu dem Kind, stellte aber dann fest, dass sie offenbar nur fest schlief. Der Aufbau dieser merkwürdigen Kraftfelder, hatte sie wahrscheinlich sehr viel Kraft gekostet. Ich nahm das kleine Mädchen auf meine Arme und verließ mit ihr das Zelt. Den Wachen der Uhi vor dem Zelt gab ich die Anweisung, dass niemand, außer den Mitgliedern des Führungsstabes, das Zelt betreten durfte. Dann ging ich, mit Dena in meinen Armen, zum nahegelegenen Lagerfeuer, um sie in die wohlige Wärme zu legen. Sie fühlte sich völlig kalt an, so dass ich mich um sie sorgte.

Uhibada und Milk erwarteten mich bereits und fragten, was mit denn mit der kleinen Dena geschehen sei. Ich erzählte ihnen von den Kraftfeldern und dem Versprechen. Beide sahen sich dann äußerst verwundert an. Nachdem ich die Kleine an das Feuer gelegt hatte, gingen wir gemeinsam zu Miras Grab und beerdigten die kläglichen Überreste meiner einstigen Weggefährtin. Zwar halfen mir zwei Zyklandenkrieger, jedoch spürte ich, wie sie mich innerlich belächelten.

Das war mir aber egal, da es immerhin eine gute Freundin war, die ich hier zu Grabe trug. Ich war ein Mensch, und dieses war meine Welt. So war auch diese Beerdigung ein Teil meiner Kultur und gehörte einfach in diese Welt. Ob es den Zyklandenkriegern nun passte, oder eben nicht.

Nach dem Hinablassen der Toten, gab ich einem der Uhi krieger die Anweisung, das Grab wieder zu schließen und ging mit niedergeschlagener Stimmung zurück zu dem Feuer, wo meine neuen Freunde inzwischen wieder zusammensaßen und sich, bis auf die schlafende Dena, rege unterhielten. Zusammen mit Uhibada stärkte ich mich mit Kaffee, Rauchfleisch und Dosenbohnen. Milk benötigte keine Nahrung, sah uns aber sehr interessiert bei unserem einfachen Mahl zu. Danach döste ich müde in der Wärme des Feuers vor mich hin, während Uhibada, zusammen mit Milk, alle notwendigen Maßnahmen ergriff, die uns ein schnelles Aufbrechen ermöglichten.

Auch ich fühlte mich zunehmend unwohler in diesem Wald. Wir durften einfach nicht länger hier lagern, da die Druiden sicherlich bald kommen würden, um uns gemeinsam auszulöschen. Doch dann fielen mir einfach die Augen zu.

Ich wurde geweckt, weil jemand seinen Arm um mich gelegt hatte. Erschrocken fuhr ich auf und sah erleichtert in Patricias Gesicht. Sie schien wieder völlig gesund zu sein. Ihre tiefe Schulterverletzung war völlig verschwunden, und sie lächelte mich an. Dena war inzwischen auch erwacht und trank etwas von dem dünnen Kaffee. Sie schaute nur kurz auf, um sich dann aber wieder ihrem Becher zu widmen, der ihre Hände vorzüglich zu wärmen schien. Dena kannte keinen Kaffee, aber er schmeckte ihr vorzüglich. So nahm sie jede Gelegenheit wahr, die sich ihr bot, um etwas von dem dunklen Gebräu zu trinken.

»Ich kann es überhaupt nicht glauben!«, rief ich und betrachtete eine sagenhaft schöne Frau, Patricia. Milk sah grinsend hinter einem Zelt hervor, und Patricia meinte nur: »Ich könnte nun auch einen schönen, heißen Kaffee trinken. Übrigens geht es Kir auch schon viel besser. Als ich das Zelt verließ, war er schon wieder bei vollem Bewusstsein und seine äußeren Verletzungen waren fast vollkommen verschwunden. Auch schimpfte er schon wieder lautstark mit seinen Kriegern herum, als er erzählt bekam, dass einige beim Angriff von Jürgen in die Wälder geflohen waren.«

Ich musste nun auffällig laut Lachen, obwohl es mir selbst albern erschien und ich mir mit meinem Lachen, selbst auf die Nerven ging. Patricia und Milk stimmten jedoch gleich mit ein und selbst Dena konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen. Da standen wir nun mitten im Wald und lachten gemeinsam mit dem Wissen, eine wahre Hölle um uns herum zu erleben.

Nach zwei weiteren Stunden kam Kir aus dem Krankenzelt. Er schien noch immer ziemlich schwach, aber sonst gut genesen zu sein. Seine Verwundungen waren ganz verschwunden, und er wackelte auf seinen kurzen, krummen Beinen zu uns an das Lagerfeuer. Uhibada hatte bereits das gesamte Lager in rege Aufbruchstimmung versetzt. Er wollte so kurzfristig, wie es nur irgendwie möglich war, aufbrechen. Kir war verwundert, aber erfreut, den guten, alten Milk wiederzusehen und fragte, wer denn dieses kleine Mädchen sei. Ich erzählte ihm alles, was in der Zwischenzeit passiert war und auch, wer Dena war. Kir hatte einige Lücken in seinem Gedächtnis, bei dem wir ihm gemeinsam auf die Sprünge halfen. Er ging dann zu dem Mädchen und blickte sie scharf an.

»Dir habe ich diese ganze Misere also zu verdanken?«, meinte er argwöhnisch zu ihr. Aber sie tat so, als verstünde sie ihn nicht.

Dena sagte etwas zu Milk, der sich direkt an Kir wandte. »Sie bat mich dir zu sagen, dass es ihr leid tut, dich so massiv angegriffen und vernichtend geschlagen zu haben. Aber du hattest ihr keine andere Wahl gelassen. Sie hatte Angst und wollte nur ihr eigenes Leben verteidigen.«

Kir nickte ein wenig und begann sich aufzuregen: »Vernichtend geschlagen, dass ich nicht lache. Von einem Kind vernichtend geschlagen...«.

Milk unterbrach den Kampfzweig: »Sie steht auf unserer Seite, genauso wie auch ich. Schließlich hattest du mich damals auch übel behandelt, als ich in deiner Gefangenschaft war. Alles waren nur reine Missverständnisse und ich wäre froh, wenn Dena und ich auch zu deinen Freunden gehören dürften, ehrenwerter und mutiger Kir.«

Kir brummte einige unverständliche Silben und drehte sich wieder zu Dena um. Sie blickten sich beide tief in die Augen. Wir standen alle stumm und erwartend um sie herum. Es war eine knisternde Spannung zu spüren. Plötzlich hellten Kirs Gesichtszüge auf, und er streckte Dena seine kno-

chige, kleine Hand entgegen, die sie lächelnd annahm. Nun atmeten wir alle erleichtert auf, und

Milk ging nun auch auf Kir zu, reichte ihm auch seine Hand und meinte: »Schön dich unter uns zu wissen. Wir werden dich sicher sehr brauchen, um hier von dieser Welt weg zu kommen.«

Auch Kir schien sehr erleichtert zu sein und ging zu seinen Zyklantenkriegern, um sie zu inspizieren, wie er meinte. Wir wussten aber alle, dass er nur zu ihnen ging, weil er sich darüber freute, endlich wieder bei seinen Männern zu sein.

Das Streitheer war kurze Zeit später endlich wieder in Bewegung und folgte der Autobahn, um möglichst zügig voranzukommen. Die Straße war sehr verschmutzt und mit Unrat übersät. Überall standen die verlassenen Autos herum und die Natur hatte bereits auch ihre ersten Fänge auf dieses menschliche Bauwerk gesetzt. Bei vielen Wagen war die Scheibe eingeschlagen worden, was uns sagte, dass wir auf dieser Strecke nicht allein waren. Die Straßen waren bedeckt mit Laub, losem Buschwerk und vereinzelt lagen breite Äste herum. Nach guten zwei Stunden strengen Marsches auf dieser doch recht öden Straße, wurden wir von einigen primitiven Lebewesen angegriffen, die unsere Spähtrupps mächtig zusetzten.

Sie waren nicht sehr groß, wohl eher klein, dass sie mir gerade einmal bis zu den Knien gingen, hatten einfache Kleidung aus Leinen an ihrem Körper und sprachen eine Sprache, die dem Mittelhochdeutschen sehr glich. Eigentlich ließ sich vermuten, dass so kleine Gestalten unproblematische Gegner sein mussten, wenn man sich die riesigen Zyklanden zum Vergleich betrachtete. Doch die Zwerge waren sehr flink, hatten Speere und Kurzscheren, mit denen sie zudem ausgezeichnet umgehen konnten. Einige trugen eine Art Harnisch, der aus einem sehr harten Material zu bestehen schien. Fast alle hatten lange Haare, die auf dem Rücken kunstvoll zu einer Art Pferdeschwanz geflochten waren.

Ihre gut organisierten Attacken, die unsere Spähtrupps völlig überraschten, verletzten gleich mehrere Uhi- und Zyklandenkrieger. Doch dann surrten viele der Uhipfeile über uns hinweg und töteten auf einen Schlag mindestens zwanzig dieser Zwerge durch empfindliche Treffer in Hals oder Kopf. Die Uhi waren wirklich ausgezeichnete Schützen und beeindruckten mich sehr. Uhibada hatte nicht übertrieben, als er von den Künsten seiner Schützen schwärmte. Die Zwerge zogen sich daraufhin etwas zurück, weil sie wohl nicht mit einer solchen, massiven Gegenwehr gerechnet hat-

ten. Wir beschlossen dann, sie ziehen zu lassen, da wir uns ein längeres Kampfgewirr nicht leisten konnten. Doch diese Zwerge formierten sich neu und griffen wieder und wieder an.

Ärgerlicherweise konnten wir unsere magischen Kräfte nicht einsetzen, ohne damit unseren Standort den uns folgenden Druiden zu verraten. So ließ Uhibada erneut seine Krieger ihre Bogen anlegen, und wieder surrten viele Pfeile über uns hinweg. Kir gab dann unverzüglich den Angriffsbefehl für seine Zykladenkrieger. Diese stürmten auf die verwirrten Zwerge zu, wie eine große Mee- reswoge und metzelte innerhalb von wenigen Minuten, alle Zwerge hinweg. Die Autobahn war gezeichnet mit dem Blut der Kämpfenden, und mir schoss es plötzlich durch den Kopf, was das alles doch für ein grausamer und vollkommen sinnloser Wahnsinn war.

Ohne auch nur einen einzigen Mann zu verlieren, zogen wir schließlich weiter, um nach einigen hundert Metern die Straße zu verlassen. Uhibada vermutete, dass die Druiden die toten Zwerge schon bald finden und unsere Todfeinde uns daraufhin, sofern wir nicht sofort unsere Marschrichtung änderten, schon bald aufspüren würden.

Milk flog nahe zu mir heran und verwandelte sich in die mir bekannte, menschenähnliche Gestalt.

Er sprach leise: »Mit Sorge denke ich an den Überfall der Zwerge von vorhin. Es tritt nun genau das ein, was die Druiden vorhergesagt haben. Wir töten uns zuerst alle gegenseitig. Danach werden die wenigen überlebenden Rassen von den Druiden einfach ausgelöscht. Vielleicht gehört alles bereits zu ihrem Plan?«

Er spielte damit auf das damalige Gespräch der Druiden aus der Blockhütte an. Ich antwortete ihm nicht, da ich auch schon genau daran gedacht hatte, als die tötenden Pfeile über meinen Kopf geflogen waren. Mir bereiteten die Gedanken an die Druiden Furcht. Stumpfsinnig marschierten wir über die unebenen Stoppelfelder und dachten an unsere Heimat und leider auch immer wieder an unsere skrupellosen Verfolger.

Wir zogen durch einige verwüstete Weiler und Dörfer, leider ohne wirklich brauchbare Gegenstände zu finden oder in nennenswerte Auseinandersetzungen mit anderen Wesen zu geraten. Uhibada und Kir bewunderten die vielen Steinhäuser sehr, da man in ihren Heimatwelten ausschließlich

in Zelten oder einfachen Blockhütten lebte. Ich erzählte ihnen von den Großstädten, den mächtigen Hochhäusern und den großen Industrien. Sie staunten über meine Worten und hofften wohl beide insgeheim, noch vor der Rückkehr in ihre Welt, diese Bauwerke noch einmal besuchen zu können.

Die Möglichkeit, auf dieser Welt vielleicht zu sterben, behielten beiden jedoch für sich. Es reichte in ihren Augen aus, sich jeweils alleine mit dieser Möglichkeit zu beschäftigen und nicht die anderen mit solchen finsternen Gedanken zu beunruhigen. Nach einigen Stunden ohne weiterer Zwischenfälle, kamen wir an eine verlassene Militärkaserne. In mir keimte die Hoffnung, dort bessere und schlagkräftigere Waffen zu finden. Meine Hoffnung war nicht vergebens. Wir brachen unzählige Stahltüren und Munitionsdepots auf und versorgten uns mit verschiedenen Waffen, sowie der dazugehörigen Munition.

Ich gab einigen ausgewählten Kriegern, als auch dem kleinen Kir und dem unscheinbaren Uhibada, eine Kurzeinweisung auf die verschiedenen erbeuteten Waffen. Besonders die Maschinenpistolen und die Maschinengewehre beeindruckten die Fremden sehr. Leider lagerte in dieser Kaserne nur ausgesprochen wenig Munition. Sie sollte aber we-

nigstens für ein oder zwei Gefechte ausreichen, kalkulierte ich grob. Ich bewaffnete mich selbst natürlich auch mit einer einfachen Pistole und zusätzlich noch einer handlichen Maschinenpistole, die ich mir lässig über die Schulter hängte. Da die Kaserne an sich, gut zu sichern war, beschlossen wir unser Nachtlager dort aufzuschlagen.

Routiniert schlugen die Krieger wieder ihre einfachen Nomadenzelte auf, oder verschanzten sich in den verwaisten Unterkunftsgebäuden. Uhibada ließ sofort wieder die gemischten Wachen aufstellen und entsandte Späher, die unsere nächste Marschroute auskundschaften sollten. Kir wies zudem an, nur leichte und gut getarnte Glimmfeuer zu errichten, da er vermeiden wollte, dass man uns aus der Ferne oder aus der Luft zu leicht entdecken konnte.

Ich erklärte in der Zwischenzeit den zum Küchendienst zugeteilten UhiKriegern, die Funktionsweise der Küchenbrenner, so dass sie in der Lage waren, unsere Verpflegung ebenfalls ohne Rauchbildung und ganz unauffällig zubereitet zu können.

Schließlich hatten wir bisher alle unsere übelsten Angriffe während unserer Lagerzeiten abzuwehren gehabt, so dass eine penible Vorsicht gebo-

ten war. Es wurden so viele Vorsichtsmaßnahmen ergriffen, wie es uns nur möglich war. Wir wollten von den Druiden auf keinen Fall überrascht werden.

Die Nacht brach schon bald herein, und wir konnten uns, glücklicherweise ohne weitere Zwischenfälle, gut mit warmen Essen stärken. Gegen Mitternacht kam der erste Spähtrupp wieder zurück in das Lager und berichtete von einem riesigen Heer dieser kampflustigen, affenähnlichen Wesen, dass allerdings gut zehn Kilometer entfernt lagerte. Sie erzählten uns weiter, von einer sehr großen Anzahl an Lagerfeuern und vielen kleinen Wachtrupps, die pausenlos durch die Wälder streiften.

Wir alle wussten durch diese Nachricht, dass es wohl nicht lange dauern würde, bis ihre Späher uns entdeckt haben dürften, sofern sie es nicht schon längst getan hatten. Patricia zweifelte zwar daran, dass sie es erneut wagen würden anzugreifen, musste aber zugeben, dass es sicherlich sehr schwer für diese primitiven Krieger sein dürfte, die Zyklanten bei Nacht sofort auch wieder zu erkennen. Kir gab zu bedenken, dass man bei einem Angriff nicht wieder so leichtfertig magische Kräfte verwenden konnte, da die Druiden sie dann

wahrscheinlich sofort ausmachen würden. Ich schlug dann vor, das Lager mit einem Ring aus Maschinengewehrstellungen zu sichern. Uhibada fand die Idee sehr gut und ließ alle verfügbaren Maschinengewehre austeilen und mit Munition versorgen.

»Lange wird die Munition bei einem Angriff nicht reichen. Diese Wesen sind sehr zahlreich und werden uns einfach überrennen.«, meinte Kir und stellte, sozusagen als zweite Verteidigungslinie, Bogenschützen der Uhi auf. Danach begann das zähe und auch frustrierende Ausharren für das kleine Heer unserer Allianz. Die Zeit verstrich quälend langsam. Kaum auch nur einer der Krieger hatte den Mut, sich mehr zu bewegen, als es nötig war.

Ich begab mich zu dem alten Kir und bemerkte den ungewohnt harten Gesichtsausdruck in seinem Zwergen-Gesicht. Er schien gegen die Erinnerungen an seine erste Begegnung mit dieser Affenrasse anzukämpfen. Immerhin war fast seine ganze Streitmacht brutal und rücksichtslos ausgerottet worden. Doch glücklicherweise blieb in dieser kühlen Nacht alles ruhig.

Als sich die ersten Sonnenstrahlen zwischen den Wolken hindurch zwängten und der Morgen langsam hereinbrach, ließ Uhibada das Lager zum sofortigen Aufbruch rüsten. Die Bogenschützen waren inzwischen ebenso abgezogen worden. Die ersten Maschinengewehrstellungen wurden gerade aufgelöst, als plötzlich ein schwer verwundeter Krieger der Uhi, der eigentlich zu einem der entsandten Spähtrupps gehörte, kraftlos in die Kaserne stolperte. Er brach vor Uhibada, der sich gerade mit Kir und Dena unterhalten hatte, zusammen.

Uhibada beugte sich sogleich besorgt über ihn, ging ganz nahe heran, um vielleicht noch etwas Wichtiges von dem sterbenden Uhi zu erfahren, da hörte man jedoch schon lauten Kampflärm von allen Seiten an sie heran dringen. Die Affenwesen hatten sie jetzt aufgespürt und griffen an. Einige der noch intakten Maschinengewehrstellungen begannen, einfach wahllos in die heran stürmende Massen von Kriegern zu feuern.

Die breit angelegten Salven mähten unzählige der haarigen Angreifer einfach nieder. Das Gemetzel erinnerte an das Werk einer gut geschliffenen Sense, die sich durch das Schilf schnitt. Doch die sterbenden und verwundeten Wesen wurden einfach von immer mehr neuen, nachrückenden Krie-

gern überrannt. Das laute Rattern der Maschinengewehre erschallte erneut, um wieder massenweise Affenkrieger gnadenlos ab zu schlachten und den Tod wild um sich zu streuen. Da einige der Stellungen bereits abgebaut waren, strömten die kriegerischen Horden an diesen Stellen fast ungehindert in das Lager hinein. Sofort erkannte Uhibada die Schwachstellen und beorderte seine flinken Bogenschützen hinzu. Sofort nach deren Ankunft, spannten sie ihre beeindruckenden Langbögen und riesige Schwärme aus Pfeilen wurden gegen die massenhaft in die Kaserne quellenden Angreifer abgeschossen. Auch hier wurde die vorderste Front der Affenwesen spielend leicht niedergemetzelt und von den nachfolgenden Kriegern rücksichtslos überrannt.

Obwohl ich die Berichte über den Niedergang des Zyklandenheeres aus erster Hand erzählt bekam, hatte ich einen so massiven Angriff nicht erwartet und blickte fassungslos zu der Front. Dort türmten sich bereits schon mehrere Lagen toter Kadaver auf. Das viele vergossene Blut sammelte sich bereits in den Rinnsteinen und floss fast so, wie Wasser nach einem Regenguss. An manchen Stellen schob es das Laub und den Schmutz bereits vor sich her.

Es gelang über Minuten hinweg nur wenigen Affenkriegern, trotz des massiven Angriffs, ein lebendiges Durchkommen durch unsere Verteidigungslinie. Diese wurden dann jedoch sofort von bewaffneten Zyklanden attackiert, die ihnen mit ihren massigen Schwertern sogleich brutal die Köpfe abschlugen. Blut spritzte überall herum, und es lag schon bald ein schwerer, muffiger Geruch in der Luft, der an einen Schlachthof erinnerte. Doch man hatte keine Zeit, sich über die Masse an vergeudeten Lebens klar zu werden, wollte man selbst überleben. Plötzlich spürte ich einen dumpfen Schlag an meiner Schulter, und ich drehte mich reflexartig um.

Ein Affenkrieger hatte mich mit seiner primitiven Lanze an der Schulter verletzt. Mit einem mächtigen Fausthieb schlug ich dem Affen dumpf auf die Nasenöffnungen. Der Krieger wich leicht zurück, verlor dabei seine Lanze. Ich nutzte die Zeit, um meine Pistole zu ziehen und auf den Affen zu schießen. Die Kugel durchschlug an der Stirn seinen Kopf, worauf er sterbend zu Boden sank. Aus meiner Verletzung, ich spürte es deutlich, lief mir mein Blut warm den Arm hinunter, und ich schaute mich hektisch nach meinen Freunden um.

Aber da bereits mehrere Affenwesen in den Kasernenhof durchgedrungen waren, weil die ersten Maschinengewehre keine Munition mehr hatten und verstummt waren, konnte ich in dem weiten Gewimmel kämpfender Kreaturen nur Patricia erkennen, die sich schützend vor Dena gestellt hatte und mit einem Kurzschwert wild um sich hieb. Sie hätte leicht wieder ihre Magie einsetzen können, doch wollte sie uns nicht an die Druiden verraten, die diesen Einsatz von Magie sofort mitbekommen hätten. Ich entsicherte also meine kleine Maschinenpistole und versuchte mich ebenso skrupellos zu den beiden durchzukämpfen, wie alle von uns auf diesen Schlachtfeld zu kämpfen pflegten. Der asphaltierte Boden war bereits vollkommen blutverschmiert. Überall lagen durchtrennte Körperteile, sterbende Torsos und laut schreiende Verwundete herum. Mehrmals verlor ich auf dem schmierig gewordenen Boden meinen Halt und stürzte derbe auf meine Verletzung. Doch meine betroffene Schulter schien wie gelähmt zu sein. Es war mir fast nicht mehr möglich, die Magazine an meiner, inzwischen heiß geschossenen Maschinenpistole zu wechseln. Überall um mich herum wurde nun bitter ums eigene Überleben gekämpft. Der Maschinengewehrlärm war in der Zwischenzeit ganz

verstummt, und nur vereinzelt konnte ich noch einige Pistolenschüsse hören.

Nach einem Sturz im Gedränge, der mich ziemlich lange auf den Boden drückte, verlor ich den Sichtkontakt zu Patricia und Dena. Meine letzten zwei Magazine verschoss ich wahllos in eine große Gruppe der wilden Angreifer und versuchte mich anschließend zu einem der Unterkunftsgebäude durchzukämpfen. In diesem Kampfgetümmel würde ich mit meiner inzwischen nutzlosen Bewaffnung und der übel schmerzenden Schulterverletzung, sicherlich bald den Tod finden.

So schlug ich immer wieder der leer geschossenen Maschinenpistole auf die gedrungenen Affenkörper ein, die mich mutig attackierten. Kurz vor dem Gebäude wurde ich dann erneut ziemlich brutal von einer behaarten Affenfaust getroffen und spürte, wie ich langsam meine Besinnung verlor. Immer weiter sank ich auf die Knie und fiel schließlich nach vorne, auf den harten Boden.

Als ich wieder erwachte, lag ich auf dem Fußboden eines kalten Raumes. Ganz entfernt hörte ich vereinzelt aufflammendes Kampfgeschrei. Meine Arme und Beine waren mit langen Lederbändern straff umwickelt. Ich versuchte mich aufzusetzen, da ich mehrere Personen im Raum wahr

nahm. Undeutlich erkannte ich mehrere Affenkrieger, die um Kir herum standen und sich laut grunzend verständigten.

Kir war ebenfalls gefesselt und hinterließ auf mich einen niedergeschlagenen Eindruck. Er war aber augenscheinlich nicht verletzt. Plötzlich ließen die Affen von ihm ab und wollten sich mir zuwenden. Ich stellte mich sofort besinnungslos, und die primitiv anmutenden Geschöpfe verharrten eine Weile vor mir. Ich spürte ihr wilden Blicke auf meinem Körper. Dann verschwanden sie schließlich aus dem Raum. Bis auf das entfernte Schreien, wurde allmählich alles ruhig.

Nach einer Weile öffnete ich erneut meine Augen, sah zu Kir hinüber und flüsterte ihm zu: »Hallo...hallo Kir, was ist passiert? Wo sind unsere Freunde und Patricia?«

Kir regte sich nicht, flüsterte aber leise zurück: »Wir haben keine Streitmacht mehr. Alle sind brutal niedergemetzelt worden. Nur ein paar wenige Krieger haben sich in einem Unterkunftsgebäude verschanzt, das am Rand der Kaserne liegt. Unsere Freunde sind auch dabei. Uhibada ist tot. Acht dieser Affenkrieger stürzten sich geschlossen auf ihn und zerrissen ihn fast wie wilde Tiere. Er hatte kei-

ne Chance. Ich war zu weit entfernt, um ihm helfen zu können. Es geschah alles blitzschnell.«

Als ich diese Worte von Kir hörte, war ich entsetzt. Ich fragte Kir, wie lange sich unsere restlichen Krieger wohl noch halten würden und wie er selbst in die Gefangenschaft der Affen geraten war.

Er antwortete: »Man hat mich mit einem Netz eingefangen. Sie haben mich gefangen, wie man ein Ferkel fängt, das man schlachten möchte. Dann haben sie mich hier in diesen Raum getragen, wo du schon bewusstlos auf dem Boden lagst. Unsere Freunde können sich sicherlich nicht mehr lange halten, da ihre Pfeilvorräte bald aufgebraucht sein dürften. Aber etwas stimmt mit diesen Affen nicht. Warum haben sie uns nicht auch gleich getötet, sondern nahmen uns nur gefangen? Das ist absolut nicht typisch für sie.«

Die Tür wurde aufgerissen, und es kamen zwei Affenkrieger herein. Die finster anmutenden Gestalten warfen uns etwas von unserem eigenen Trockenfleisch zu, das sie wohl schon als ihre Beute entdeckt hatten, und sie flößten uns etwas abgestanden schmeckendes Wasser ein.

Einer der Affen zerriss achtlos mein Sweatshirt und sah sich meine Verletzung an der Schulter an. Er holte eine kleine Flasche hervor, die er an einer

Art Gürtel um den Bauch trug. Er beträufelte ein Stückchen Stoff, das ihm offenbar geeignet erschienen, mit ein wenig von dem Inhalt dieser Flasche und drückte es dann sehr unsanft auf die Wunde. Ich schrie auf, da sich sofort ein brennender Schmerz durch meine ganze Schulter zog und wollte mich von meinen Fesseln befreien.

Der zweite Krieger kam sogleich dazu und schlug mir mit dem Knauf seines Kurzschwertes in mein Gesicht. Ich verlor erneut mein Bewusstsein.

Als ich erwachte, sah ich den alten Kir in einer Ecke des Raumes liegen. Er hatte mehrere Verletzungen, aus denen er blutete. Auch war er ebenfalls noch gefesselt. Meine Fesseln schnürten sich fest in meine Gelenke und schmerzten dabei sehr. Ich sprach Kir mit gedämpfter Stimme an und fragte, was geschehen war.

Mit geschwächter Stimme erzählte er, dass die Affenkrieger ihn brutal verprügelt hatten. Sie hatten sehr viele ihrer Krieger in der Schlacht verloren und waren nun sehr erbost darüber.

Aus der Ferne drang immer noch Kampfschrei, und ich fragte Kir, wie lange ich bewusstlos gewesen war. Er dachte kurz nach und meinte

dann, dass es bestimmt gute drei Stunden gewesen waren und versuchte sich dabei krampfhaft zu mir umzudrehen. Als ich schließlich in sein Zwergengesicht sah, zeigte ich mich sehr betroffen, da es völlig mit angetrocknetem Blut verschmiert war. Wegen der Anstrengungen, sich zu mir umzudrehen, leuchteten seine Zähne weiß und ich sah deutlich, wie sehr er sie vor Schmerzen zusammenbiss.

»Wir müssen hier weg!«, rief er verbissen und ergänzte:

»Diese Affen verbergen etwas vor uns. Ich spüre das ganz genau, junger Mensch. Wenn wir nicht schon bald fliehen, werden wir alle sterben.«

Ich bemerkte sehr wohl, dass er mich nicht mehr bei meinem Namen nannte, sondern nur ganz einfach, als Mensch bezeichnete.

Durch das gekippte Fenster drang der schwere Gestank des Todes in meine Nase, der sich zunehmend mit beißendem Brandgeruch mischte. Der süßliche Geruch toter Körper hatte eine Brechreiz erzeugende Wirkung auf mich, und ich musste mich kurz darauf im Liegen übergeben.

Kir lachte krächzend und meinte nur, dass ich mich schon daran gewöhnen würde. Doch ich

wollte mich überhaupt nicht an diesen Gestank gewöhnen.

Ich hasste ihn. Eigentlich wollte ich einfach nur weg von hier, zu einem Ort, an dem ich mit Patricia in Frieden und Liebe leben konnte. Doch wo war sie? Lebte sie überhaupt noch?

Erst jetzt, in dieser scheinbar ausweglosen und dunklen Situation, da wurde ich mir darüber so deutlich bewusst, wie noch nie zuvor, dass ich sie liebte. Ja, ich liebte sie tatsächlich schon seit unserer ersten Begegnung an der Raststätte, auch wenn ich es damals niemals hatte zugeben wollen. Ihre Augen, die Stimme und ihre anziehende, weibliche Erscheinung, alles das, es hatte meine Seele und mein Herz gefangen. Warum hatte ich ihr das niemals so deutlich gesagt? Immer war ich eher zurückhaltend gewesen. Zwar spürten wir beide das gegenseitige Verlangen und wollten uns einfach nur spüren. Aber für die wahre Liebe, da war bisher niemals die Zeit gewesen. Jetzt hatte ich vielleicht nie mehr die Gelegenheit dazu. Ich versuchte mir vorzustellen, was sie gerade tat und wünschte mir, dass sie endlich ihre magischen Fähigkeiten einsetzen würde, um diesem ganzen Spuk ein rasches Ende zu setzen. Ich vermisste sie wirklich sehr. Wie sehr sehnte ich mich nach ihrer Wärme

und ihrem weichen, warmen Körper und den duftenden Haaren. Die Hilflosigkeit und der Gedanke daran, ihr jetzt nicht helfen zu können, nicht in ihrer Nähe zu sein, er schmerzte mich unerträglich. Ich verfluchte meine eigene Unzulänglichkeit und mein schnödes, schwächliches Menschsein. Auf dieser verrückten Welt, da waren die einfachen Menschen mehr nur unwichtige, eher bemitleidenswerte Kreaturen. Nicht einmal Magie beherrschten sie, konnten kaum kämpfen und waren nicht sonderlich stark und groß.

In der folgenden Stunde übergab ich mich noch einige Mal und lag danach mitten in meinem Erbrochenen, das säuerlich roch und sich allmählich in meine zerschundene Haut zu ätzen schien. Mit der Zeit überlagerte dieser saure Geruch den starken Verwesungsgeruch und war für mich damit erheblich erträglicher.

So war mir zwar noch immer übel, aber die schmerzhaften Krämpfe ließen deutlich nach. Kir schien etwas eingeschlafen zu sein. Ihn schien diese Situation emotional erheblich weniger zu belasten. Auch der Geruch störte ihn nicht. Offenbar war er Schlimmeres gewöhnt. Ich bewunderte ihn deshalb sehr. Immerhin hatte er seine gesamten Krieger verloren.

Plötzlich wurde die Tür aufgeschlagen und einige dieser Affenwesen kamen herein. Ihnen folgten mehrere große Gestalten, deren Anblick mir förmlich das Blut in meinen Adern gefrieren ließ. Kir war durch den Lärm sofort aufgeschreckt und starrte ebenfalls, mit weit geöffnetem Mund und völlig gebannt, auf die Gestalten, bei denen er offenbar ahnte, wer sie waren.

Nacheinander kamen alle fünf Druiden herein. Sogleich fiel mir auf, dass Jürgen eine tiefe Verletzung im Gesicht trug, die aber schon verschorft war.

Alle Druiden hatten einen sehr ernsten Gesichtsausdruck und stellten sich sogleich im Kreis um mich herum auf, ohne auch nur einen winzigen Ton von sich zu geben. Die Affenwesen standen in der Mitte des Raumes und hinterließen auf mich, einen sehr unbeteiligten, unwissenden Eindruck.

»So trifft man sich also wieder.«, meinte Jürgen, ohne dabei seinen grimmigen Gesichtsausdruck zu verändern. Sein Blick war kalt und böse.

Ich hatte den Eindruck, als würde er jeden Augenblick auf mich springen, um mich zu würgen töten oder zu zerfleischen.

»Ihr könnt mich mal, ihr dämlichen Idioten! Euch haben wir dieses ganze Chaos hier doch zu verdanken.« platzte es mir trotzig heraus.

Thorwald begann laut zu lachen und meinte herablassend: »Diese menschliche Überheblichkeit, ich glaube es einfach nicht. Diese Menschen sind wirklich zu dreist. Du, dummes Mensch, begreife doch, du bist nicht wichtiger, als eine gewöhnliche Stubenfliege, nicht wichtiger, als der Schmutz unter meinen Fingernägeln. Wir hätten euch schon längst töten können, wenn wir es nur gewollt hätten. Aber wir brauchten euch von Anfang an, damit ihr uns die Drecksarbeit abnehmen konntet. Doch was habt ihr ganz gut getan? Ihr musstet euch doch unbedingt gegen uns erheben, euch auflehnen. Nun haben wir uns eben sozusagen umorientiert. Nun arbeiten eben diese doch sehr unkomplizierten und niemals fragenden Affenwesen für uns und erledigen ihre Arbeit viel besser und wesentlich schneller, als ihr es wahrscheinlich jemals gekonnt hättet.«

Nun meldete sich Kir aus seiner Ecke und schrie: »Was habt ihr denn diesen armen Kreaturen dafür angeboten, um euch beizustehen? Etwa die Befreiung aus dieser Höllenwelt und die Rückführung in ihre Heimat? Diese armen Teufel glau-

ben euch diese Geschichte doch nur, weil sie es nicht besser wissen können.«

Kir lachte auf.

Da ging einer der Affenkrieger auf Kir zu und trat ihm brutal in seine Rippen.

Kir schrie auf und wurde mehrere Meter durch den Raum geschleudert.

Dann stürmten auch die anderen Affen schreiend auf Kir zu. Der Druide Max hob seine rechte Hand, um den Affenwesen zu zeigen, dass es reichen würde.

Stöhnend drehte sich Kir auf die Seite und fixierte einen der Affen mit seinen kleinen Zwergenaugen an.

Plötzlich zuckte ein grelles Licht durch den Raum. Es kam direkt aus dem Boden vor dem Affen. Als gewaltiger Lichtblitz bohrte er sich sofort durch die Magenwand des Affen, um sofort wieder hinten aus dem behaarten Rücken heraus zu krachen. Danach schoss der Blitz direkt in den Kopf des benachbarten Affenwesens hinein. Beide brachen sofort zusammen und lagen kurz darauf ein wenig qualmend auf dem harten Zellenboden, bis der gnädige Tod sie schließlich ereilte.

Erschreckt schrien die restlichen Affenwesen im Raum auf, was mit dem lauten Schreien einer aufgeschreckten Schimpansen-Gruppe zu vergleichen war. Sie waren eben Primaten.

Der Druiden Thom reagierte sofort auf die Attacke von Kir und schloss seine beide Augen. Kurz darauf erhob sich der gefesselte Kir, als würde er durch Geisterhand bewegt, langsam vom Boden und begann sich sehr schnell, um die eigene Achse zu drehen. Als die quälende Rotation von Kir ihren Höhepunkt erreicht hatte, schleuderte Thom ihn erneut gegen die Wand, an der er, mit einem unangenehmen dumpfen Beigeräusch, aufschlug. Die anderen Druiden klatschten lachend Beifall und alberten plötzlich herum, als hätten sie gerade eine lustige Vorführung gesehen.

Die Affenwesen beruhigten sich danach langsam wieder. Einige Affen liefen auf Kir zu, um ihn wieder und wieder mit harten Fußtritten zu übersähen. Da Kir bereits ohne Besinnung war, bekam er diese Folter nicht mehr mit und schien auch keine Schmerzen zu spüren. Ich hoffte nur, dass er noch lebte. Nach einer Weile hatten sich die scherzenden Druiden beruhigt. Sie riefen die Affenwesen in scharfem Ton zurück. Die Affen schienen die Befehle der Druiden in irgendeiner Form zu

verstehen, weil sie es daraufhin sofort unterließen, Kir weiter zu traktieren. Sie zogen sich sogleich mit unterwürfiger Gestik zurück in die Mitte des Raumes.

Thorwald wandte sich erneut zu mir und schrie mich jetzt an: »Habt ihr es tatsächlich noch nicht verstanden? Ihr habt keinerlei Chancen, gegen unseren mächtigen Verbund anzukommen! Ihr seid in diesem Spiel nicht einmal die Bauern. Wir haben euch beide nur überleben lassen, weil wir es so wollten. Ihr könntet uns, unter ungünstigen Umständen, eventuell noch nützlich sein. Beispielsweise könntet ihr uns dabei helfen, Patricia wieder für uns zu gewinnen. Seid dem Vorfall an der Raststätte, du dummer Mensch, ist Patricia für uns, wie soll ich es formulieren, eine Art Unsicherheitsfaktor geworden. Entweder sie wird uns wieder vollkommen und mit Demut dienen, oder sie wird sterben, genauso, wie ihr sterben werdet!«

Daraufhin rief Thorwald den Affen etwas zu, die gerade damit beschäftigt waren, ihre toten Kameraden einfach aus dem Fenster zu werfen. Sofort ließen sie die Leichen ihrer Kameraden fallen und liefen zu Kir und mir, banden uns die Beinfesseln ab und stellten uns aufrecht hin.

»Wir werden jetzt den Rest dieser Drecksbande holen und hier dann endlich richtig Feierabend einläuten.«, meinte der Druidenführer Jürgen zu Thorwald und gab den Affenkriegern offenbar die Anweisung, uns aus dem Raum zu führen.

Mir brannten die Wunden sehr, die durch die enge Fesselung entstanden waren, und auch Kir schien sehr schwach zu sein, da er vor mir den langen Gang entlang torkelte, stumpfsinnig und scheinbar völlig willenlos, immer den skrupellosen Druiden hinterher. Doch er lebte wenigstens noch.

Als wir das Gebäude schließlich verließen, stockte mir der Atem. Die Affenarmee hatte ihre Toten zu mehreren, gleich einige Meter hohe Haufen aufgetürmt und diese einfach angezündet. Mindestens zwanzig solcher Haufen schwelten nun vor sich hin und ließen eine breite, rußige Rauchfahne in den Himmel aufsteigen. Uns schlug der entsetzliche Gestank von verbranntem Fleisch und Verwesung in unsere Gesichter und schnürte mir dabei fast die Kehle zu.

In der Ferne konnte man immer noch vereinzelt Kampfgeräusche hören. Offenbar lebten noch einige von uns. Vor der Kaserne sah man unzählige Affenkrieger auf dem sichtbaren und ziemlich

großen Stoppelfeld, die seltsam stumpfsinnig, dieses grausige Schauspiel mit verfolgten.

Wir wurden zu dem Ort geführt, an dem sich unsere Freunde verschanzt hatten. Überall lagen die Leichen der gefallenen Uhi, der tapferen Zyklanden und der Affen herum, dessen einzige wirklich große Stärke ihre unerschöpfliche Anzahl an Kriegern war.

Aus dem umkämpften Haus sah man kaum noch Pfeile herausschießen. Zwar drängten sich Hunderte von Affenkriegern kreischend um den Eingang herum, aber keiner von ihnen wagte es, in das Gebäude einzudringen. Es schien mir fast, als hätten sie uns erwartet, da mehrere der Affenkrieger laut aufschrie, als sie uns kommen sahen und mit dem krummen Fingern auf die Druiden zeigten, die gerade über eine neue Teemischung diskutierten, die Max entdeckt hatte. Diese Teufel zeigten sich von dem grausigen Umfeld in keinster Weise berührt. Alles schien zu ihrem grausigen Plan zu gehören.

Ich wünschte mir insgeheim sehr, dass Patricia die magische Energie von Kirs letztem Angriff, gegen die zwei Peiniger in unserem Gefängnis, gespürt hatte und dadurch jetzt vielleicht vor uns gewarnt war.

Thorwald schrie den wartenden Affenkriegern etwas zurück, was ich wieder einmal nicht verstehen konnte, und es erschallte daraufhin ein wütendes Angriffsgeschrei. Die Krieger zerschlugen kurz darauf in wilder Raserei alle noch intakten Fenster, rammten brutal die Türen ein und stürmten das Gebäude. Es dauerte weniger, als eine halbe Stunde, bis das gesamte Haus eingenommen war. Doch die Druiden sahen irgendwie nicht sonderlich erfreut darüber aus, da sie scheinbar erheblich mehr Widerstand erwartet hatten. Es gab keine Blitze, keine Riesenschlangen und keinerlei Anzeichen für den Einsatz irgendwelcher magischer Kräfte.

Unwirsch preschten Thorwald und Jürgen schließlich vor und warfen bei ihrem Hasten rücksichtslos gleich mehrere Affenkrieger, die ihnen dabei im Weg standen, um.

Sie durchsuchten das gesamte Gebäude, jeden Raum und auch den ganzen Keller. Plötzlich hörte ich Jürgens entsetzten Aufschrei.

Einige der Affenkrieger fuhren dabei erschreckt zusammen. Max gab die Anweisung, uns beide zu dem alten Thorwald zu bringen. Wir wurden in den Keller des Unterkunftsgebäudes gebracht, in dem Jürgen an einer Mauer lehnte und dabei entnervt mit seinem Fuß auf dem Boden wippte.

Thorwald blickte die ganze Zeit über kopfschüttelnd in ein tiefes Loch im Boden.

Als er uns hereinkommen sah, fuhr er uns barsch an: »Sie sind uns entkommen. Ich hätte es wissen müssen. Schon allein diese Xermitolistand... Ich hätte es einfach wissen müssen.«

Kir und ich waren über diese Neuigkeiten wirklich sehr erleichtert. Unseren Freunden war offenbar die Flucht gelungen. Thorwald kam auf uns zu und schrie mich an:

»Wo sind sie hin? Sag' mir, Mensch, wohin ist dieses Pack geflohen?«

Er griff mich kräftig am Hals und hob mich dann in die Luft.

»Rede, wo sind sie?«, wiederholte er sich und ließ mich danach unsanft wieder auf den Boden fallen. Ich schrie vor Schmerzen auf, da ich ungebremst auf meine verletzte Schulter fiel. Zudem waren meine Arme noch gefesselt, und ich konnte meinen Sturz nicht abfangen.

»Ich weiß nicht, wo sie sind. Ganz ehrlich. Ich kann es euch nicht sagen.«, antwortete ich keuchend, auf die gestellte Frage. Die Antwort gefiel den Druiden natürlich überhaupt nicht, und Jür-

gen gab den Affenkriegern ein klares Handzeichen. Zwei der Affen, die uns bisher nur beobachtet hatten, liefen sofort auf mich zu und begannen sogleich mit voller Härte auf mich einzutreten.

Ich heulte auf und schrie verzweifelt: «Auch wenn ihr mich tötet, ich kann euch nicht sagen wo sie sind. Ich weiß es einfach nicht!» Unbeeindruckt von meinem Rufen, traten und schlugen die Krieger weiter auf mich ein. Erst als meine Umgebung bereits vor meinen Augen zu verschwimmen begann und aus meinem Mund das Blut rann, zischte Thorwald den Affenwesen etwas Unverständliches zu. Sofort ließen die brutalen Affen von mir ab.

Nun wandte sich Thorwald meinem Kampfgefährten Kir zu, der noch von den letzten Schlägen geschwächt, in einer nahen Ecke kauerte. Thorwald schrie ihn ebenso rabiat an, wie mich vorher. Doch auch Kir wusste natürlich nicht, wo man die geflüchteten Freunde finden konnte. Außer sich vor Wut nahm der Druide den kleinen Kir, hielt ihn in die Höhe und ließ ihn drohend über dem Bodenloch schweben.

»Rede, oder ich lasse dich einfach fallen, du Wicht!«, schrie er dabei immer wieder, so dass seine Stimme bereits zu versagen begann. Doch Kir antwortete nicht, sondern schloss nur seine Augen.

Schon konnte an ein schwaches Surren im Keller hören. Plötzlich sah ich, wie Kirs Armfesseln zu qualmen anfangen und Thorwald seine rot geränderten Augen aufriss.

Dann schrie Thorwald laut auf und ließ Kir tatsächlich einfach in das Bodenloch fallen. Man konnte deutlich erkennen, dass Thorwald schwere Verbrennungen an den Händen hatte und sich, knurrend vor Schmerz, über das dunkle Bodenloch beugte. Nun schrie er ein seltsames Wort in das Loch, und der Boden begann etwas zu vibrieren. Langsam begann sich das Loch zu schließen und ich hoffte, dass Kir in der kurzen Zeit entkommen konnte. Sonst würde er durch das Schließen des Loches von der Erde zerquetscht und lebendig begraben werden.

Doch ich ahnte bereits, dass er es nicht schaffen würde, da er bereits so geschwächt und verletzt war. Nachdem das Loch kurz darauf vollkommen verschlossen war, schritt Thorwald an den Druiden Thom, der gelangweilt auf dem Boden saß und das Schauspiel seufzend verfolgte. Als Thorwald vor schließlich ihm stand, erhob er sich träge und hielt seine knochigen Hände, über die Hände von Thorwald und ich konnte sehen, wie sich zwi-

schen den Handflächen der beiden Druiden, ein schwaches, gelbes Licht entwickelt.

In wenigen Augenblicken waren die Brandwunden von Thorwald völlig verschwunden. Zufrieden betrachtete er sich seine geheilten Hände und drehte sich dann wieder zu mir, um mir ebenfalls seine gesunden Hände zu zeigen. Wahrscheinlich wollte er mir damit demonstrieren, wie schwach und lächerlich unser Bestreben war, die Druiden bekämpfen zu wollen. Mich beeindruckten seine Hände jedoch nur wenig, da ich bei Kir und Patricia schon bessere Heilungen gesehen hatte und ich nun ernsthaft besorgt um den armen Kir war.

Die Druiden begaben sich mit mir und einigen der gedrungenen Affenwesen zurück zu dem Tor der Kaserne.

Mir wurde plötzlich hammerhart bewusst, ich war jetzt alleine bei diesen furchtbaren Druiden und deren Launen ausgesetzt. Meine Freunde waren ohne mich geflohen, oder sie waren getötet worden. Ich fühlte ich mich jetzt wirklich schlecht.

Kir stürzte einige Meter tief und landete ziemlich hart auf seinem Rücken.

Er stöhnte schmerzerfüllt auf. Nach oben schauend, sah er auf die helle Öffnung des Lochs, durch

das er gefallen war. Sofort kroch er, unter großen Schmerzen, weiter in den seitlich verlaufenden Gang hinein, der sich ihm zu seiner Rechten anbot. Er befürchtete, dass die schrecklichen Druiden ihm folgen würden und kroch, so schnell er konnte, Meter um Meter, tiefer in die finstere Erde hinein. Plötzlich hörte er ein seltsames, knirschendes Geräusch. Er konnte in dieser allgegenwärtigen Finsternis nichts erkennen. Aber rein instinktiv wurde ihm sogleich bewusst, dass dieses Geräusch nur Gefahr bedeuten konnte, und er errichtete sofort ein magisches Kraftfeld um sich herum, das schwach, in rötlicher Farbe leuchtete. In dem schwachen Lichterschein sah er, wie sich das senkrechte Erdloch hinter ihm, zu schließen begann. Dann wurde es mit einem Mal totenstill, ganz unheimlich, und er war tief unter der Erde in seinem eigenen Kraftfeld gefangen.

Kir beschloss jedoch, vorerst ganz ruhig zu bleiben und dachte dabei angestrengt nach, wie er sich aus diesem Gefängnis befreien konnte. Mit jedem Atemzug den er tat, wurde der Sauerstoff geschmälert, und es würde nur eine Frage der Zeit sein, bis er ersticken würde. Leider hatte er in seiner Heimat nicht die Fähigkeit entwickelt, seine Gedanken übertragen zu können, um vielleicht

Milk eine Nachricht übermitteln zu können. Milk hätte ihn sicherlich sofort befreit.

Mit der Zeit wurde es zunehmend stickiger in seinem Gefängnis, und kleine Schweißperlen rannen ihm von seiner runzeligen Zwergenstirn, um an dem spitzen Kinn herunter zu tropfen. Da bekam er plötzlich eine brillante Idee.

In dem Augenblick, in dem ich mit den Druiden und mehreren Affenwesen das Kasernentor passierte, wurden wir durch ein ohrenbetäubendes Krachen einer Detonation erschreckt. Eine gewaltige Druckwelle erfasste uns und schleuderte uns einige Meter weit durch die Luft. Unmengen an Steinen und Erde flogen wüst um mich herum, bevor ich den Wendepunkt der Druckwelle erreichte und damit unsanft auf den harten Boden zurück stürzte.

Ich schlug derbe auf und wurde sogleich von allerlei Unrat und Dreck bedeckt.

Nur wenige Augenblicke später spürte ich, wie mich zwei kräftige Hände wieder aus dem Dreck herauszogen. Ich sah, während ich meinen Mund frei hustete, in die fast schwarzen Augen zweier Affenkrieger, die damit beschäftigt waren, mir meine Handfesseln abzunehmen. Überall war der Boden mit einer dicken Schicht Erde und Unrat be-

deckt, und die Druiden klopfen sich, zwar etwas benommen, aber ansonsten wohl unbeschadet, den Schmutz von der Kleidung. Thorwald blickte zurück in die Kaserne, rief den Druiden etwas zu und zeigte auf jene Stelle, an der sich vor wenigen Augenblicken noch, mehrere Unterakunftsgebäude befanden.

Nun drehte ich mich auch neugierig um und sah erstaunt, dass an der erwähnten Stelle nur noch ein riesiger Krater im Boden klaffte. Einige Affenkrieger hatten sich in der Zwischenzeit von ihrer Schrecklähmung erholt und rannten sogleich in die Richtung des Kraters. Offenbar glaubten sie nicht, was sie da sahen. Auch die Druiden machten sich auf den Weg und gaben den beiden Wachaffen an meiner Seite zu verstehen, dass sie ihnen rasch folgen sollten.

Kaum hatten wir den ausgefransten und porösen Kraterrand erreicht, entdeckten wir den kleinen Kir, der völlig unbeschadet unter einem rötlichen Schutzschild kauerte. Er schien nicht verletzt zu sein. In der Luft lag ein starker, nicht gerade angenehmer Geruch von Fäulnisgasen, der sich sofort unbarmherzig in meiner Nase festsetzte. Die Schutzglocke um Kir verschwand allmählich, und der Zwerg begann sich langsam zu bewegen. Er

hob seine beiden kleinen Arme hoch in die Luft und ließ einen lauten, sehr schrill klingen Schrei ertönen. Augenblicklich flogen aus allen nur erdenklichen Himmelsrichtungen, die verschiedensten Vögel heran.

Erst kamen sie langsam, einer nach dem anderen, aber dann in großen Scharen. Sie stürzten sich ohne zu zögern auf die völlig verblüfften Druiden, die nach wenigen Augenblicken, unter einem Meer verschiedenster Gefieder begraben wurden. Die Vögel hackten und pickten wütend auf die von ihnen übertölpelten Druiden ein, die offenbar nicht einmal im Entferntesten, mit einem so aggressiven Angriff gerechnet hatten. Ich nutze diese willkommene Ablenkung, um mich von den beiden Affenkriegern, die mich immer noch festhielten und bewachten, loszureißen. So schnell es mir möglich war, lief ich auf die andere, Affen freie Seite des Kraterrandes, um mich in Sicherheit zu bringen. Mehrere Krieger nahmen unverzüglich die Verfolgung auf und liefen mir mit lautem Gebrüll hinterher.

Die Druiden hatten sich inzwischen wieder gefasst und auch so etwas, wie eine Schutzhülle um sich herum aufgebaut. Sehr viele der gefiederte Gesellen verbrannten in Sekundenschnelle bei der

Berührung mit dieser hellblauen, leuchtenden Hülle. Zugegeben, ich war nie ein großer Vogelfreund gewesen, hatte dann aber doch, beim Anblick der vielen sterbenden Vögel, großes Mitleid mit diesen kleinen, gefiederten Gesellen. Immerhin haben sie mir meine Flucht ermöglicht.

Unentwegt kamen von überall aus der Umgebung sogleich neue Vögel herbei geflogen, nur um sich sinnlos in den heißen Tod durch das Schutzschild zu stürzen. Die Druiden waren offensichtlich nicht in der Lage, die Vögel von dem Angriffsbann des Zwerges zu befreien. Die alten Magier sahen nun alle unwahrscheinlich wütend und zerkratzt aus. Thorwald, dessen Gesicht aus besonders vielen Wunden der Vögel blutete, sprang wild und obszön gestikulierend, unter der Schutzglocke umher. Man konnte ihn glücklicherweise nicht hören, da diese Schutzglocke keinerlei Schallwellen nach draußen dringen ließ. Dieses war wohl auch der Grund, warum die magischen Tyrannen den gefiederten Angriff nicht so rasch beenden konnten, wie sie wollten.

Doch dann, ganz plötzlich, da konnte man Thorwald dabei beobachten, wie er mit seiner rechten Hand über die vier anderen Druiden hinweg, eine weitere, ebenso leuchtende Schutzhülle

zog. Anschließend löste er den ursprünglich errichteten Schild auf und wurde selbstverständlich sofort von den angriffslustigen Vögeln attackiert.

Er wehrte sich mit Händen und Füßen, um nicht ganz von den aufgebrachten Vögeln begraben und zerhackt zu werden. Unter heftigsten Anstrengungen schrie er genauso schrill und laut auf, wie es der alte Kir vor ihm getan hatte. Sofort ließen die Vögel von ihm ab und stoben hoch hinaus auseinander, weit in den Himmel hinein.

Thorwald wischte sich in der Zwischenzeit das Blut von den Händen und von seinem Gesicht mit seiner zerrissenen Kleidung ab und durchsuchte zornig den Krater. Kir jedoch, der war spurlos verschwunden. Wütend trat er in einen kleinen Haufen verbrannter Vogelkadaver und wandte sich seinen Druiden-Freunden zu, um sie aus der letzten Schutzhülle zu befreien.

Die ersten Affenwesen hatten mich inzwischen auch erreicht und versuchten mit Akribie, meinen Körper auf ihre primitiven Speere zu speißen. Geschickt wehrte ich die Versuche, mich zu töten, ab, kam aber, trotz größter Bemühungen, immer mehr und mehr in Bedrängnis, da die Anzahl der Angreifer unaufhörlich stieg. Ich floh verzweifelt in die Ruine eines der Unterkunftsgebäude, da ich

mir dort eine etwas größere Überlebenschance für mich erhoffte. Meine Schulterverletzung war natürlich wieder aufgeplatzt, und ich verlor eine Menge Blut, was mich zusätzlich sehr schwächte.

Die Druiden schienen mich in ihrer blinden Wut doch tatsächlich vergessen zu haben, da sie mir nicht folgten und mich nicht weiter beachteten. Ich war ihnen offenbar nicht wichtig genug, eben nur einer dieser lächerlichen Menschen, die ihnen lästig waren. Leider hatten mich jedoch zehn äußerst tötungsfreudige Affenkrieger nicht ebenso vergessen und bereiteten mir extrem große Schwierigkeiten.

Diese Wilden fielen mich immer wieder an, als wären sie eine Horde ausgehungelter Raubtiere, die über ein schutzloses und verletztes Lamm herfielen. Sie waren unfair, feige, schlugen unaufhörlich und erbarmungslos mit Lanze und Kurzsword auf mich ein. Ich spürte erneut, wie mich immer mehr meine Kräfte verließen und ich vor lauter Schwäche zu zittern begann. Schließlich hatten sie es geschafft und mich völlig an eine Hauswand gedrängt. Sie wollten mir dann, mit vereinter Kraft, den erlösenden Todesstoß verpassen. Die Gier nach meinem Tod, sie war ihnen in ihren hässlichen Affenfratzen deutlich anzusehen. Doch

dann, im nächsten Augenblick, ich hatte bereits den Tod vor Augen, stand plötzlich ein kleines Mädchen an der Häuserecke und rief den Affen in seltsamem Ton etwas zu.

Ich traute meinen Augen wirklich kaum, denn es war wirklich die kleine Dena, dieses beeindruckende Sola-Mädchen aus dem Lager der Zyklanden.

Auch die Affen waren sichtlich verblüfft und vergaßen völlig ihren Plan, mich zu töten. Sie glotzten verwundert zu dem Mädchen, während ihnen der blutige Speichel an ihren Mundwinkeln in Fäden herab tropfte. Doch das harmlos wirkende Mädchen zeigte plötzlich mit seinem zerbrechlich wirkenden Kinderfinger auf die Affen, und es erschien ein ganz feiner, kaum wahrnehmbarer, grüner Lichtstrahl aus ihrer Fingerspitze, der den Affen offenbar sofort den gesamten Kalk aus ihren Körper zog. Man konnte diesen Vorgang ganz genau beobachten. Weil dieser Kalkentzug in einer unglaublichen Geschwindigkeit vor sich ging und die Affenwesen inzwischen unter Schock standen, schrien sie nicht einmal laut auf. So wie es aussah, so verspürten sie auch keinerlei Schmerz.

Dieses war das perfekte Ausbeinen am lebenden Objekt, und sie dauert tatsächlich nur wenige

Augenblicke. Danach fielen die Affen, wie in Fell gehüllte Haufen aus Hackfleisch, einfach in sich zusammen.

Ohne länger abzuwarten, sprang einfach über sie hinweg und rannte eiligst zu der kleinen Dena. Doch gerade, als ich sie in die Arme nehmen wollte, tauchten die beiden Druiden Jürgen und Mark hinter der marode aussehenden Hausruine auf. Sofort ließen sie mich bis zu meinen Hüften im Erdboden versinken, und ich knallte mit meinem Kopf, weil ich so abrupt ausgebremst wurde, mit voller Wucht gegen den Erdboden. In meinem Schädel drehte sich alles, und mir wurde übel. Jürgen bemerkte die leblosen Fleischhaufen und ging sofort in die Hocke, um sich zu schützen.

Er hatte zudem bemerkt, dass Dena mit ihrem Zeigefinger auf die brutalen Druiden zeigte. Der feine Lichtstrahl verfehlte ihn jedoch, traf aber dennoch wenigstens Mark an seinem Hals. Er schrie auf und hielt sofort schützend seine Hand in den Strahl, die diesen aber nicht aufhalten konnte. Um seinem Freund beizustehen, warf Jürgen wahllos mit hell strahlenden Energiebällen wahllose um sich und auch nach Dena. Sie wich diesen aber äußerst gewandt aus und lenkte dabei den Lichtstrahl geschickt auf Jürgen um, der daraufhin

gleich entsetzt aufschrie. Mark unterdessen, er wirkt sehr benommen auf mich und torkelte zu der nahen Hauswand, an der er sich abstützte.

»Dena, töte sie. Es ist unsere einzige Chance. Nur so können wir ihnen entfliehen und überleben!«, schrie ich der kleinen Dena zu, war dabei aber immer noch fest, bis zu meinem Bauch, im Erdboden gefangen.

Dena sah mich zwar etwas verstört an, schien aber verstanden zu haben. Sie setzte sich auf den Boden und schloss ihre kleinen Kinderaugen, während der Kalk entziehende Lichtstrahl den gefährlichen Druiden fest umschloss, um ihm den Kalk aus seinem alten Körper heraus zu saugen. Vermutlich war dieser Vorgang bei den Druiden nicht so leicht durchzuführen, wie zuvor bei den Affenwesen.

Jürgen kämpfte noch immer verbissen gegen den gierigen Strahl an und fiel nicht einfach tot um, wie die garstigen Primaten vor ihm. Dann geschah plötzlich etwas Verblüffendes. Ohne Vorwarnung begann sich der Boden vor meinen Augen regelrecht zu bewegen. Es schien, als ob der Erdboden richtig lebendig geworden wäre. Ich konnte beobachten, wie sich langsam und immer deutlicher werdend, eine riesige Gestalt im Sand

abzeichnete, die sich hektisch auszugraben versuchte. Der angeschlagene Druide Mark hatte diese Gestalt wohl ebenso bemerkt, da er sich schleunigst, hinter der naheliegenden Hausecke, in Sicherheit brachte.

Nur wenige Sekunden später stand ein riesiger Troll mit zotteligem Fell und großen, pechschwarzen Augen, in gebeugter Haltung vor mir. Er brüllte laut auf, als er den gepeinigten Jürgen bemerkte, der noch immer mit großer Verzweiflung gegen den tödlichen Strahl ankämpfte. Dena saß weiterhin, ganz ruhig und völlig unbeeindruckt, mit geschlossenen Augen, auf dem Boden. Der riesige Troll hatte mich nun auch entdeckt, wohl eher meine jämmerlich anmutende Gestalt, wie sie in dem Erdloch, direkt vor seinen klobigen Füßen, gefangen war. Sichtlich interessiert beugte er sich zu mir herunter. Dann hatte ich sein riesiges, unglaublich hässliches Gesicht direkt vor mir. Er witterte, mit immer wieder laut schnaufendem Geräusch, an mir herum. Sein fauliger Atem stank abscheulich. Die Nasenwände waren von unzähligen kleinen Maden durch fressen, die sich mir immer wieder vorwitzig entgegen bogen. Er hatte zudem sehr spitze, verfaulte Zähne, und an seiner schwarzen Unterlippe eiterte eine alte Verletzung so sehr vor

sich hin, dass der gelbliche Eiter dickflüssig auf meine Haare herab tropfte.

Ich war diesem abscheulichen Wesen völlig schutzlos ausgeliefert und rechnete sogleich mit dem Schlimmsten. Mir war klar, dass ich keinen noch so kleinen Kratzer, durch dieses widerwärtige Maul verursacht, überleben würde. Qualvoll würde ich an einer Blutvergiftung sterben, sollte er mich nicht voll erwischen. Also verhielt ich mich völlig still und regungslos. Doch der Troll war nur sehr wenig an meiner Person interessiert. Denn er stapfte schon bald los zu dem Druiden Jürgen, der sich in der Zwischenzeit aus dem Lichtstrahl befreien konnte.

Er lag nun mit laut rasselndem Atem, auf dem Boden und war augenscheinlich sehr geschwächt. Der monströse Troll griff schwerfällig, aber brutal, mit seinen sehnigen Händen nach dem Jürgen und hob den geschwächten Druiden hoch in die Luft, weit über seinen Kopf hinaus. Dabei bohrten sich seine dicken, gelblichen Fingernägel in Jürgens Fleisch. Der Druiden begann sofort laut auf zu schreien. An den schmutzigen Trollfingern sah man frisches Druidenblut hinab rinnen, das diese monströse Kreatur sofort gierig aufzulecken begann.

Ich hatte während der letzten Tage schon einiges an abscheulichen Hässlichkeiten gesehen, aber dieser Troll war der personifizierte Alptraum schlechthin. Er hatte mit allen Beschreibungen zu Trollen, aus der mir bekannten Literatur, kaum eine annähernde Übereinstimmung. Der ausgehungerte Troll wurde bei dem Geschmack von Blut jetzt richtig wild und schnappte mit einem Mal, gierig nach dem rechten Unterarm von Jürgen. Er bekam ihn laut knackend zu fassen und wurde dann, von den fauligen Trollzähnen, einfach abgebissen.

Der sterbende Druide starrte mit weit aufgerissenen Augen auf das Schreckenswesen und konnte sich nicht mehr rühren. Wahrscheinlich war er schon so sehr geschwächt und vom Schock so sehr gelähmt, dass er sich nicht gegen dieses Biest wehren konnte.

Dena hatte den Überraschungseffekt gut ausgenutzt und schien den ehemals so sehr überheblichen Jürgen nun wieder fest im Griff zu haben. Ein Gemisch aus Blut und faulem Speichel rann dem grausamen Troll aus seinen verkrusteten Mundwinkeln. Der abgebissene Arm wurde gierig herunter geschlungen, als wäre er ein knuspriger Hühnerflügel. Jürgens letzten Befreiungsversuche

versiegten langsam, und der fleischige Armstumpf blutete so stark, dass man den herannahenden Tod des gewissenlosen Druiden bereits fühlen konnte.

Als die verfaulten Zähne der schrecklichen Kreatur schließlich auch Jürgens Kopf erfasst hatten und gierig zubissen, erschien plötzlich Mark mit den anderen Druiden an der Ruine. Plötzlich war ich in wilder Panik und versuchte mich, mit aller Kraft, aus dem Erdloch zu befreien. Es gelang mir schließlich unter größten Schmerzen und Anstrengungen, aus diesem engen Gefängnis heraus zu kriechen. Dann robbte ich zügig an Dena vorbei, die immer noch ganz ruhig auf dem Boden ausharrte. Ich suchte Schutz hinter einem großen, heraus gebrochenem Mauerstück, das an einer Häuserecke lag.

Kaum hatte ich meine neuen Deckung erreicht, drehte ich mich um, um die kleine Dena zu warnen. Da beobachtete ich, wie Thorwald zielstrebig auf den gefräßigen Troll zu schritt, ihn völlig angstfrei an einem rechten Bein packte und mit übermenschlicher Kraft durch die Luft wirbelte. Dieses Herumwirbeln erweckte den Eindruck, als wäre der Troll nur wenige Gramm schwer. Diese unglaubliche Kraft war ein Werk der Magie. Brüllend vor Wut ließ der unfreiwillig gepackte Troll

den Körper des Druiden fallen und versuchte sogleich nach Thorwald zu greifen. Doch der schleuderte ihn nur noch schneller durch die Luft. Thorwald war sehr aufgebracht und wirbelte den Troll so schnell, dass man die schließlich Konturen dieser Kreatur nicht mehr genau erkennen konnte. Nur wenige Augenblicke später war es dann soweit. Er wirbelte er ihn so unglaublich stark, dass das Blut des Trolls durch die Luft spritze und an die hellen Mauern der Ruine sprühte.

Doch Thorwald drehte ihn trotzdem immer schneller und schneller. Dann dauerte es nicht mehr lange und den hässlichen Troll zerfetzte es völlig in der Luft. Kurz darauf ging ein regelrechter Regen aus den körperlichen Einzelteilen der Bestie in der ganzen Umgebung nieder. Thorwalds Drehungen wurden nun wieder langsamer, bis er schließlich wieder auf der Stelle stehen blieb. In seinen Händen hielt er nur noch die kraftlosen Klauen und die Unterarme des Trolls. Er selbst, er war völlig sauber geblieben, da die Fliehkraft das ganze Blut und die Körperteile des Trolls von seinem Körper weg gedrückt hatte. Fassungslos blickt ich zu Thorwald hinüber.

Das war einfach zu viel für meine zerschundene Menschenseele, und ich musste mich wieder ein-

mal übergeben. Inzwischen hatten sich die restlichen drei Druiden bei Dena aufgebaut und warteten nur noch auf ein Zeichen von Thorwald. Aber Thorwald war abgelenkt, da er die kümmerlichen Reste von seinem toten Freund betrachtete. Er war immer noch sehr zornig, da es ihm, durch den Tod eines so starken Druiden des Bundes, wahrscheinlich nicht mehr möglich war, die verschiedenen Welten wieder in ihren ursprünglichen Zustand zurückzuführen. Er saß ab gehockt bei der Leiche von Jürgen und ballte seine beide Hände zu einer Faust. Dann stand er auf und ging zu den Druiden, die bereits bei der kleinen Dena warteten. Er nahm den Kopf des Mädchens in beide Hände und zerdrückte ihn, als wäre er eine vollreife Tomate.

Ungläubig sah Thorwald, dass nur heller, feiner Sand durch seine Hände quoll und auf den dunklen Boden rieselte. Auch die anderen Druiden sahen sich entsetzt an. Max trat zu Thorwald vor, um der kopflosen Dena einen kräftigen Fußtritt zu verpassen. Doch Dena zerbrach daraufhin in viele, kleine Scherben, als sei sie ein Gartenzwerg aus einfacher Keramik. Als ich das sah, atmete ich erleichtert auf, denn Dena war anscheinend nach dem hässlichen Tod von dem Troll, den sie ursprünglich erschaffen hatte, geflohen. Thorwald

schrie wütend einige der Affen an. Die anderen Druiden sprachen wild durcheinander.

Am Rand der Ruine stand plötzlich ein kleiner Zwerg. Es war Kir, der sich nun einfach flach auf den Boden legte. Die Druiden hatten ihn natürlich auch sofort erblickt und teilten sich hektisch auf. Max und Thom gingen auf den Zwerg zu und hoben sogleich drohend ihre Arme. Doch noch bevor sie ihre aggressive Magie einsetzen konnten, durchschlug ein heller Lichtball unter ihnen den Boden, und einige Druiden fielen in das dort entstandene und offenbar sehr tiefe Bodenloch. Die Kugel, von der ich sofort wusste, dass es die Xermitolistand waren, schlug sogleich wieder in den Boden vor Kir ein und verschwand damit spurlos.

Noch bevor die beiden anderen Druiden etwas unternehmen konnten, verschwand dann auch der alte Kir in dem Loch. Thorwald und Mark waren nun alleine. Von den beiden anderen Druiden war nichts mehr zu sehen oder zu hören. Hinter dem Druiden Mark begann der Sand unauffällig und lautlos, wie ein Strudel, zu rotieren, und einige Augenblicke später, stand Patricia direkt hinter dem widerwärtigen Druiden. Mark hatte Patricia tatsächlich noch nicht bemerkt. Doch Thorwald

hatte ihre Anwesenheit erspürt. Er drehte sich blitzschnell um und sprang auf Patricia zu.

Doch er kam zu spät, da die blonde Frau bereits Mark an den Hals gegriffen hatte und sich dann, mit ihm zusammen, in die Luft erhob. Mark jedoch blieb nicht wehrlos und wand sich langsam aus dem weiblichen Würgegriff. Dann stürzte er schreiend vom Himmel herab und landete im Sand, direkt vor meinen Füßen. Dabei wirbelte er eine große Staubwolke auf, und feinste Sandkörner nebelten in mein Gesicht.

Ich reagierte sofort, ergriff eine Schaufel, die nur wenige Meter von mir entfernt lag, brach den Stiel über meinen Knien durch und rammte dem, noch immer verwirrten Druiden, das spitze Ende in den Hals. Gurgelnd griff dieser mit beiden Händen nach dem Schaufelstiel, der in seinem Hals steckte und zog ihn mit zitternder Hand heraus. Thorwald hatte die Zwischenzeit genutzt und sich in einen großen Lindwurm verwandelt. Das Raseln der dicken Drachenschuppen drang lautstark durch die Luft. Als die Affenkrieger das Ungetüm erblickten, ergriffen einige von ihnen laut kreischend die Flucht. Auch Mark war noch erstaunlich rege, obwohl er viel Blut verloren hatte. Er hob

ganz leicht seine rechte Hand. Dann hatte er mich erwischt.

Ich spürte deutlich, dass aus Marks Hand, eine starke Hitze ausgestrahlt wurde, die mich sofort völlig umgab. Zuerst verbrannten meine Fingerspitzen, und meine Fingernägel rollten sich schmerzhaft nach oben. Ich schrie in meiner Todespanik laut auf und versuchte den Spatenstiel erneut zu greifen. Doch dieses Mal war Mark schneller. Mit Hilfe seiner Wärmestrahlung, verbrannte er den spitzen Stiel sofort zu weißer Asche. Von reiner Todesangst getrieben, trat ich immer wieder und wieder in das blutverschmierte Gesicht des allseits gehassten Druiden. Dazu schrie ich immer wieder wild: »Stirb! Stirb endlich, du Bestie!«

Doch Mark lächelte mich nur überheblich an und hob erneut seine bebende Hand, um mich immer weiter mit seiner Hitze zu peinigen. In der Zwischenzeit war der riesige Drache hoch in die Luft aufgestiegen und begann meine geliebte Patricia zu attackieren. Die hatte sich allerdings, schnell wie ein Blitz, in einen winzigen Sperling verwandelt und flatterte geschickt zwischen den gigantischen Klauen des Drachen hindurch. Der Drache schnaubte aufgeregt, warf seinen überdimensiona-

len Kopf zurück und riss dann sein furchterregendes Maul auf.

Patricia war direkt vor mir gelandet, hatte sich flugs wieder in die blonde Schönheit, in die ich mich so sehr verliebt hatte, verwandelt. Sofort beugte sie sich über den verletzten Druiden und stieß mit ihrer kleinen Faust unerwartet brutal in seine kräftige Brust, so dass man einige Rippen laut knacken hören konnte. Dann griff sie sich gekonnt das schmierige Herz aus dem Brustkorb und riss es ihm aus dem lebendigen Leib. Danach zerfiel sie sofort, zusammen mit dem blutigen Herz in ihrer Hand, zu ganz feinem Staub.

»Oh, Scheiße...«, flüsterte ich leise zu mir selbst und sah dann in die Luft, in der dieser fiese Drache mich bereits anvisiert hatte und nun zu einem Sturzflug ansetzte. Eilig rollte ich mich zur Seite und krabbelte, so schnell ich es mit meinen Verletzungen konnte, in die Nähe der Hausmauer. Doch auf halbem Wege sah ich die beiden, in dem Erdloch verschwundenen Druiden aus dem Bodenloch schweben, als würden sie auf einer Wolke stehen.

Ich verlor sofort jede Hoffnung, denn sie sahen überhaupt nicht fröhlich und unverletzt aus. Mich ihnen willenlos ergebend, legte ich mich auf den Rücken und sah, dass nun auch viele der hässli-

chen Affenwesen auf mich zu stürzten. Wenn ich nun sterben sollte, dann sollte es so sein. Mein Leben war ohnehin nur noch ein einziger Alptraum mit schrecklichen Kreaturen und tödlichen Gefahren.

Fast schon begrüßte ich das offenbar Unabwendbare und sehnte mich nach Frieden. Daraufhin streckte ich meine beiden Arme nach oben und glaubte schon, dass dieses wohl mein grausames Ende sei. Doch da gab überraschend der Boden unter mir nach, und ich wurde, wie durch Geisterhand getragen, in eine mir endlos erscheinende Tiefe gezogen. Ich konnte gerade noch wahrnehmen, wie der Druide Thorwald in der Form des wütenden Drachens, laut brüllend und gefährlich nahe, über mich hinweg segelte, bevor sich der Erdboden über mir wieder schloss.

In rasender Geschwindigkeit ging meine unfreiwillige Flucht immer weiter nach unten. Dann schlug ich plötzlich die rechte Seitenrichtung ein. Doch in welche der Himmelsrichtungen ich letztlich gezogen wurde, konnte ich dabei nicht mehr feststellen, da ich mit der Angst zu kämpfen hatte, in dieser Erde nicht ersticken zu müssen. Doch um mich herum war stets eine kleine Luftblase in der Erde angelegt, so dass ich immer genug Luft zum

Atmen hatte. Alles das ließ eine schützende Magie vermuten. Jedoch verursachte meine rasante Reise durch den Erdboden ein ohrenbetäubendes, unangenehmes Rauschen, das ich hilflos ertragen musste. Jeder Versuch, meine Arme schützend zu den Ohren zu bewegen, scheiterte bereits im Ansatz. Immer wieder schlug ich bei meiner Reise in der Erde wilde Haken, als wäre ich ein gehetztes Kaninchen.

Schließlich verlor ich komplett mein Zeitgefühl und konnte nicht einmal, auch nur annähernd abschätzen, wie lange die verrückte Reise bereits anhielt. Meine Wunden schmerzten sehr, und diese unsanfte Form des Reisens, ließ mich immer wieder aufheulen. Es waren unglaubliche Qualen, denen ich ausgesetzt war. Aber dennoch lebte ich noch.

Nach einer Ewigkeit, jedenfalls erschien es mir so, durchstieß ich mit einem lauten Knall, endlich wieder die Erdoberfläche und befand mich im Wasser. Doch die schützende Blase um mich herum, sie hielt auch dem Druck des Wassers stand. Mit enormer Geschwindigkeit schoss ich immer weiter nach oben, um kurz darauf auch die Wasseroberfläche zu schneiden. Dort wurde ich, von der Wucht meiner magischen Reise getrieben, eini-

ge Meter durch die Luft geschleudert, um danach sogleich wieder in das angenehm warme Seewasser zu fallen. Die schützende Blase um mich herum hatte sich aufgelöst. Von meinen Überlebensreflexen getrieben, begann ich sofort mit Schwimmbewegungen.

Glücklicherweise entdeckte ich in einiger Entfernung eine Küste, oder vielmehr einen hellen Strand. Der Himmel war wolkenlos, und die Sonne brannte heiß auf mich herunter. Ich musste wohl hunderte von Kilometern unterirdisch zurückgelegt haben, was mich zutiefst fasziniert. So zügig, wie es mir mit meinen Verletzungen möglich war, schwamm ich dem fernen Ufer entgegen und hoffte, dass es in diesem Gewässer keine Haie gab. Nach gut halber Schwimmstrecke zum Ufer, sah ich plötzlich Milk als Kugel über mir schweben. Da wurde mir sofort klar, wem ich diese wundersame Rettung zu verdanken hatte und war sehr erleichtert, dass es wohl nicht eine Falle der Druiden gewesen war. Doch meine Erleichterung sollte schon bald getrübt werden. In dem klaren Wasser sah ich den Meeresgrund unter mir. Am sandigen Ufer konnte ich die drei Umrisse von Patricia, Kir und der kleinen Dena erkennen, die ständig mit ihren Armen zu uns zeigten und sich rege dabei unterhielten.

Doch da, der Meeresboden unter mir, er wurde schlagartig dunkel, und ein großes Etwas bewegte sich schnell auf mich zu. Ich bekam sofort große Angst, und meine Schwimmbewegungen wurden hektisch und unkontrolliert. Wie ein Kind im Wasser planschte ich, anstatt richtig zu schwimmen. In gut zehn Metern Entfernung tauchte eine merkwürdige, ziemlich große Kreatur aus dem Wasser und schwamm zügig auf mich zu. Sie war etwa zweieinhalb Meter lang, bestimmt auch halb so breit und übersät mit Seepocken und dunkelgrünen Meeresalgen. Nur die Augen des Lebewesens waren noch frei und starrten mich aus einer kalten Schwärze heraus an. Ich schrie laut um Hilfe und sah hilflos zu, wie Milk sich augenblicklich auf das seltsame Meerestier herunter stürzte. Das Wesen jedoch, es bemerkte Milk rechtzeitig und riss sein großes, mit Nadel artigen Zähnen übersätes Maul auf, um nach der leuchtenden Kugel zu schnappen. Doch davon völlig unbeeindruckt, rammte Milk sich brutal in den Unterkiefer dieser Meereskreatur und riss ihn dabei einfach ab.

Das salzige Nass des Meeres, es verfärbte sich langsam rot, und unter mir begann es plötzlich, lebendig zu werden. Gerade als Milk aus dem Wasser wieder in Richtung Himmel schoss, erreichten gleich mehrere dieser Wesen ihren tödlich verletz-

ten Artgenossen und fielen sofort gefräßig über ihn her.

Ich schwamm, so schnell man nur schwimmen konnte, dem rettenden Ufer entgegen, und Milk attackierte immer wieder die näher kommenden Wesen, um sie von mir abzulenken. Doch es waren sehr viele Angreifer, und ich spürte intuitiv, wie sich plötzlich hinter mir ein riesiges Maul auftat. Doch schroff wurde mein Schwimmen gestoppt. Unter meinen Körper spürte ich den harten Erdboden. Ich sah mich erschrocken um und beobachtete, wie ein breiter Lichtstrahl vom Strand auf dieses gewaltige Exemplar hinter mir zuschoss. Es wurde durch die Wucht der Magie krachend in Fetzen zerrissen, die dann zurück in das rot gefärbte Meer klatschten.

Schleunigst kam ich auf meine zitternden Beine und rannte eiligst aus dem Wasser heraus, um mich dann vollkommen erschöpft, in den warmen, feinen Sand des Sonnenstrandes fallen zu lassen. Die Flucht und die schwere, nasse Kleidung hatten mich meine letzten Kräfte gekostet.

Thorwald landete nahe bei seinen Freunden Max und Thom, die gerade dabei waren, einigen der völlig verwirrten Affenwesen, lautstarke Anweisungen zu geben. Sie sollten die Umgebung ab-

suchen und sichern, da man eventuell mit einem möglichen, neuen Angriff der Konspiranten rechnen musste.

»Sie werden nicht erneut angreifen. Wie dumme Schuljungen, so haben sie uns behandelt und auf schändlichste Art und Weise überrumpelt. Nun sind sie erfolgreich getürmt, und wer weiß schon, in welches Loch sie sich nun wieder verkrochen haben?«, meinte Thorwald verbittert und packte Max dabei fest an die Schulter. Max drehte sich nur um und erwiderte besonnen: »Sie haben Patricia für ihre Seite gewinnen können. Und die anderen Verräter sind wohl auch erheblich stärker, als lediglich die schwächlichen Xermitolistand, die erwartet hatten und dieser einfältige Matze.

Ein Mensch entkam uns, wie schändlich! Wir haben durch deine Fehleinschätzungen nun erhebliche Probleme bekommen, Thorwald. Ohne Jürgen und Mark wird es nicht sehr einfach für uns sein, die alte Ordnung wieder herzustellen.«

Thorwald drückte die Schulter des Druiden unwirsch weg und war sichtlich erbost über die unbotmäßige Bemerkung seines Kameraden. Aber auch Thom drehte sich nun zu Thorwald um und sah ihn fordernd an.

»Dann lasst uns sofort beginnen, die Probleme endlich richtig und nachhaltig aus dieser Welt zu schaffen!«, schrie Thorwald wütend herum und ballte seine rechte Hand wütend zu einer festen Faust. Er war so verärgert, dass man seine Fingergelenke weiß hervortreten sehen konnte.

Dann hörte man in der Luft ein lautes Kreischen ertönen. Es erinnerte stark an den massiv verstärkten Lärm einer Kreissäge.

Viele der primitiven Affenwesen, die vor der Kaserne an unzähligen Feuern lagerten, hielten sich schützend ihre Ohren zu. Dann fielen sie mit verzerrten Gesichtern auf die Knie, weil das Kreischen in der Luft in ihren Ohren schmerzte. Wenige Augenblicke später waren ihre verkrampften Hände mit Blut verschmiert.

Der Lärm war so penetrant, dass er den Affenkriegern das Blut aus den Ohren fließen ließ. Das Kreischen wurde immer lauter und man konnte schließlich beobachten, wie die Affen wild durcheinander liefen und sich dabei schützend ihren Kopf hielten. Glas zersprang. Als wären sie verrückt, schlugen die Primaten nun gegenseitig auf sich ein und zerstörten dabei ihrer Zelte. Immer lauter und lauter wurde der Lärm, und kurz nachdem die ersten Primaten sterbend auf dem Boden

lagen, schien es fast so, als würden die Köpfe der noch lebenden Affen, durch die Schallwellen regelrecht zerplatzen. Einige kopflose Kadaver der sterbenden Affen sanken kraftlos zu Boden und der dunkle Ackerboden vermischte sich erneut mit dem Blut sterbender Krieger.

Die Druiden jedoch, sie betrachteten zufrieden ihr Werk. Der ewig hungrige Max wühlte einige Bonbons, die er in einem der verlassenen Häuser gefunden hatte, aus seiner Tasche, um sie seinen Druiden-Freunden anzubieten. Ihnen konnte der Lärm nichts anhaben, da sie sich wieder mit einem magischen Schirm geschützt hatten. Sie waren es auch, die diesen Lärm überhaupt verursacht haben.

Es dauerte nur wenige Minuten, bis das gesamte Affenheer entweder kopflos oder auf eine andere Weise verendet, auf dem Todesacker verweste.

»Einige dieser falsche Elemente weniger in dieser Welt!«, rief Thorwald zufrieden und Max entgegnete kalt grinsend:

»Sie hatten uns aber noch ganz brauchbare Dienste geleistet. Ich bin überrascht, da ich sie für zu primitiv gehalten habe, überhaupt zu irgend etwas von Nutzen gewesen zu sein.« Er lachte laut auf.

Daraufhin verwandelten sich die drei grausamen Gestalten in drei weiße Tauben, indem sie diese beschwörenden, fast schon gesungenen Worten von sich gaben, wie diese hier:

*»Hilf mir schnell,
Du magischer Glaube.
Muss jetzt suchen,
Rasch und geschwind,
Nach diesem Kind.
Werde zur Taube.«*

Kaum waren sie in diese Vögel des Friedens verwandelt, flogen sie zu dritt ganz hoch hinaus in den Himmel, um dort sogleich zielstrebig in südliche Richtung aufzubrechen.

Wie die Geschichte fortgesetzt wird, kannst Du im zweiten Teil dieses Abenteuers lesen.

Über Alexander Rossa

Bereits 1997 erschien Alexander Rossas Erstling Xermitolistand als kostenloses E-Book mit einem anderen Titel im Internet und fand in zwei Jahren über 60000 Leser. Danach nahm er das E-Book wieder aus dem Netz, da er das Buch nicht mehr kostenlos und werbefrei anbieten konnte. Im Jahr 2015 ist es nun soweit. Das Buch steht wieder zum offiziellen, kostenlosen Download bereit und strebt eine Fortführung der Geschichte, als auch eine Verfilmung an.

Seit 1997 veröffentlicht der in Flensburg geborene Schriftsteller und Informatiker Alexander Rossa Romane, Novellen, Sachbücher, Kurzprosa und philosophische Abhandlungen in Print-, als auch in E-Book-Form. Bis Mitte 2015 hatte er mit seinen Büchern weit über 250000 Leser und Fans im deutschsprachigen Raum erreicht. Neben seinen Büchern wurde Alexander Rossa auch durch seine großen literarischen Fachportale, Kurzprosa und Veröffentlichungen im Bereich der Parapsychologie und Hermetik bekannt.

Webseite zum Buch: <http://www.yberseh.de>